This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

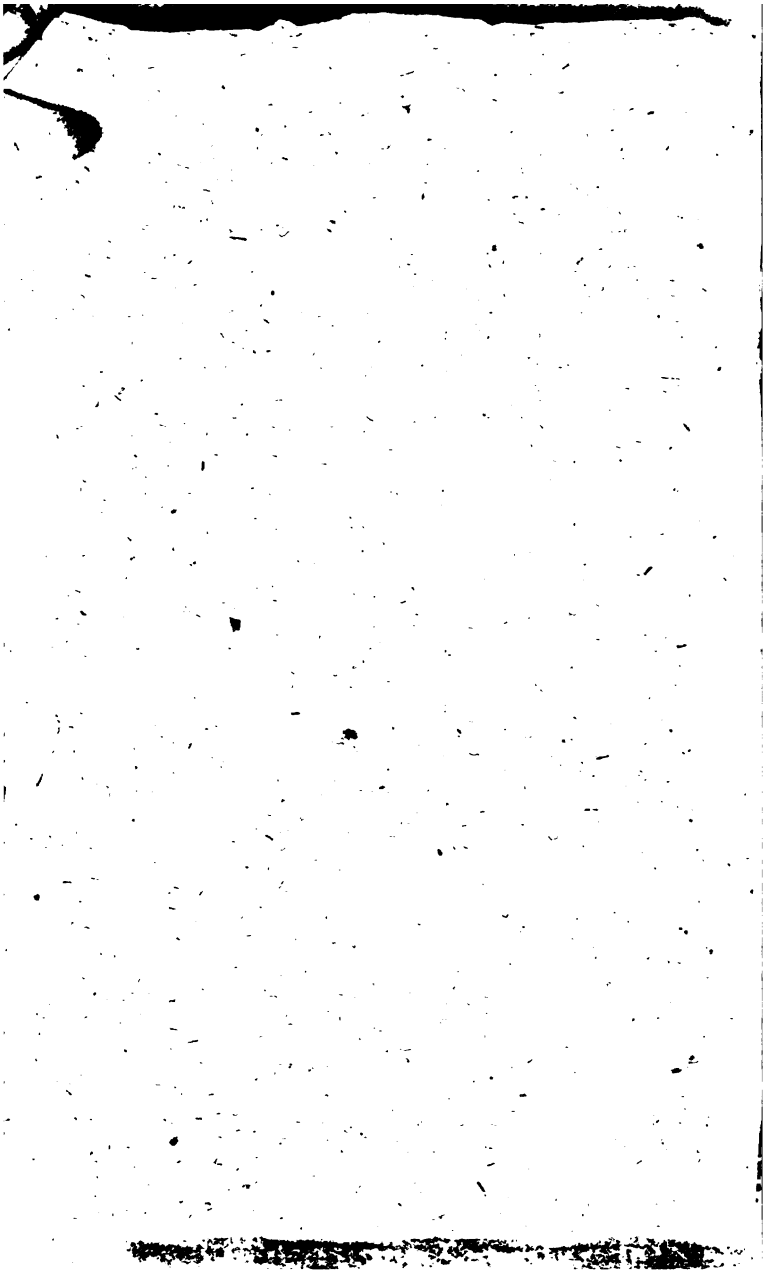
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577483 0

(Kotzebue)
NGZ

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Die Biere.

Eine Sammlung

kleiner Erzählungen, Geschichten,
Anekdoten und Miszellen.

Von

August v. Kotzebue.

Erstes Bändchen.

Berlin.
1809.

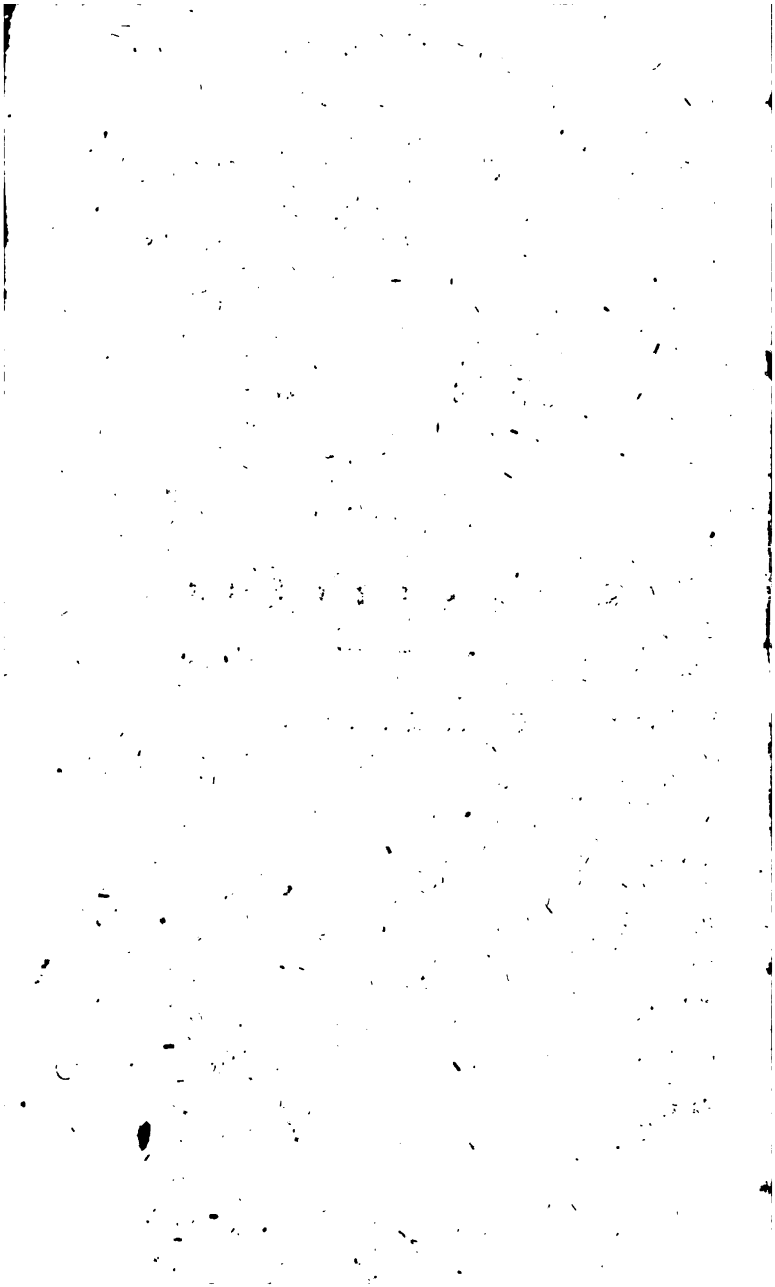
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
244014
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Die Biene.

Von

A. v. Kotzebue.

Erstes Bändchen.



An die Leſer.

Wer dieß Büchlein kaufen und leſen will, muß eben nicht glauben, daß er lauter Honig darinn finden werde. Die Biene ſammelt auch Wachs und ſelten gelingt es ihr, den Bienenkorb ganz vom Schimmel rein zu erhalten.

Ohne Allegorie! dieſes Allerley enthält: was ich in Nebenſtunden gedacht, geleſen, gedichtet, umgeſchmolzen, erzählt und nacherzählt habe. So ſind nach und nach kleine Sammlungen entſtanden, die ſolchen Herren und Damen, deren Geſchmack nun gerade

mit dem meinigen übereinstimmt, auch wiederum in Nebenstunden eine angenehme Unterhaltung gewähren können.

Andere Ansprüche macht dieses Büchlein nicht, und ob auch diese nicht schon zu weit getrieben sind? — Das muß der erste Ausflug der Biene lehren.

Der Herausg.

Briefe
eines reisenden Lübeckers.

(Geschrieben aus den westlichen Hebriden im Jahr 1807).

Erster Brief.

Lieber Freund!

Entweder Lessing hat Unrecht, wenn er behauptet: „wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren," oder wir Deutsche sammt und sonders, die wir noch immer herumgehen, essen, trinken und Geschäfte treiben, wie zuvor, hatten schon längst keinen mehr zu verlieren. Nun desto besser. Es leben alle Narren! Denn wenn man gleich nicht mehr wie vormals behaupten kann, daß es Ihnen wohlgehe auf Erden; so sind sie doch geschmeidig und

vergeßlich; zwey Eigenschaften, die allein in unsern Tagen äußere und innere Ruhe gewähren. Ich selbst, mein Freund, habe ich nicht zitternd vor Wuth und im Innersten empört über all die Greuel, von welchen ich Zeuge seyn müssen, vor Ihnen gestanden und geschworen, ich wolle aus der bewohnten Welt laufen, weil es nicht mehr darin auszuhalten sey? — Nun ja, ich habe meinen Schwur gehalten, ich sitze hier auf den westlichen Hebriden, das heißt fürwahr an der Welt Ende; aber will ich denn hier bleiben? quält mich der Satan nicht schon wieder mit Sehnsucht nach der geschändeten Heymath? nach dem Vaterlande, wo ich weder von dem letzten Goldstücke in meiner Tasche, noch von der Gattin in meinem Ehebette, einen Augenblick mit Sicherheit behaupten kann: sie sind mein! — Was folgt daraus? ich muß mein eigenes Urtheil sprechen: entweder ich habe den Verstand verloren, oder ich hatte keinen zu verlieren. — Doch ich vergesse, daß ich Ihnen versprochen, Sie in eine unbekannte Welt zu führen, weil es in der bekannten gar nicht erfreulich aussieht. Ich will versuchen Wort zu halten; nur erwarten Sie keine Ordnung in meinen Erzählungen; ich werde bisweilen einige Blätter aus meinem Tagebuche schütteln, und damit gut oder schlecht, wie es sich eben trifft. Wundern Sie sich auch nicht,

wenn ich überall Vergleichungen anstelle, die oft hinken mögen. Mein Maaßstab des Menschenwerths und Menschenglücks, der Moralität u. s. w. war aus Philosophenholz geschnizt, welches, wie Sie wissen, in Deutschland häufig wächst, und gewöhnlich für unbiegsam gehalten wird; aber es hat sich in der Höllenglut unserer Tage dermassen geworfen, daß der schiefe Maaßstab nirgend mehr passen will.

Soll ich Ihnen mit zwey Worten die Hebriden beschreiben? — es ist eine lange Inselkette, wo westlich im Sande, östlich in Morästen und auf rauhen Felsen die Armuth thront. Man sagt aber, diese gewaltige Fürstinn werde nächstens ihren Thron verlassen, um ihre deutschen Staaten in Besiz zu nehmen, die sich immer mehr und mehr ausbreiten. Die kleinen Inseln unter den Hebriden sind mit Schiefersand bedeckt, den die Stürme zu grossen Hügeln zusammenwehen. Eine große heißt die lange Insel, und sie mag in der That wohl 25 Meilen lang seyn. Durch eine furchtbare Felsenkette wird sie in zwey Hälften getheilt; Harris, die südliche Hälfte, ist eine Naturfestung, ihre Wälle sind Klippen, ihre Gräben Moräste, der Donner ihres Geschüzes die schreckliche Brandung der Meereswellen. Gethürmter Schiefersand bedeckt hier jeden Pfad.

Die einzigen glücklichen Bewohner dieser unzugänglichen Freystatt sind Dammhirsche. Wohl ihnen! sie wissen nichts von den Wundern unserer Zeit. — Die östliche Hälfte wird Lewis genannt, ist fruchtbar, trägt Gerste und Kartoffeln; man findet auch hie und da Wege, doch nicht häufig. Die meisten Gegenden tragen keine Spur eines Fußpfades. Zu der Betreibung des geringen Verkehrs pflegt man zu warten, bis die Flüsse und Moräste Wasser genug haben, um sie mit Böten befahren zu können. Die sandige Ebene zu durchreiten, ist für einen Fremden oder Trunkenbold ein gefährliches Vergnügen, denn es giebt da so viele breite Fuhrten, über welche sich die Fluth oft so schnell ergießt, daß der schnellste Reiter Mühe hat zu entrinnen. Ein Flecken, er heißt die Nonnenstadt, wird in 24 Stunden zweymahl zur Insel, und zwar so vollkommen zur Insel, daß bisweilen ziemlich grosse Schiffe heran segeln können. Kein Obst gedeiht hier, selbst Johannisbeeren und Stachelbeeren trauern, wenn gleich durch hohe Gartenmauern vor Stürmen und Fluthen geschützt. Die karge Natur hat dagegen ein paar andere Pflanzen, die sie eben sonst nirgend brauchen konnte, hierher geworfen; die Eine heißt Rur, man kann wollenes Garn damit färben; die Andere Brisgran, man kann ihre Wurzel, wenn man hungrig ist,

wie Kartoffeln kochen. Das thaten auch die Einwohner sonst häufig, weil sie immer hungrig waren, und wenn sie sich satt an der Brisgran gegessen hatten, färbten sie ihr Garn mit der Nur; aber beydes ist nun verboten, weil man fürchtet, das Auswühlen dieser Pflanze mögte den Winden ihr böses Spiel erleichten, die Felder mit Sand zu überschwemmen. Holz gibt es nicht, aber Torf genug, und die Leute dürfen ihn auch graben, wenn sie nur etwas dabey zu kochen hätten. Land- und Wassergeflügel flattert auch überall umher, unter andern Adler — und fürwahr, die der Hebriden geben an Größe, Stärke und Raubsucht keinen Andern etwas nach. Sie entführen, gerade wie bey uns, das Lamm der Mutter, das Schaf der Heerde, das Reh der Weide, sie binden sogar mit Kühen, Pferden und Hirschen an.

Der häufige Schade, den dieser Raubvogel den Einwohnern zufügt, hat sie eine verdammt sinnreiche Industrie gelehrt. Wagehälse erklettern die Nester der Adler und nähen dort den Jungen das Ende des Mastdarms zu. Nun leiden die jungen Räuber natürlich an Verstopfungen und schreyen den ganzen Tag. Die Alten glauben, daß sie hungern, und schleppen unaufhörlich frisches Futter herbey. Der Wagehals lauert in-

dessen, und sobald die Alten wieder fortgeflogen sind, hohlt er den Braten in seine Küche. Es giebt Gutsbesitzer, die diesen Kunstgriff als eine Grausamkeit bestrafen. — Neulich ereignete sich ein artiges Schauspiel. Einer der größten Adler schien auf der See stehend zu schwimmen, hatte seine gewaltigen Flügel wie Segel ausgespannt, und wurde vom Winde gerade in einen Hafen getrieben. Sie können denken, mit welcher Neugierde die Leute ihn ankommen sahen. Es fand sich, daß er seine Krallen in einen großen Fisch, eine sogenannte Theerbutte — die schlafend auf der Oberfläche des Wassers zu schwimmen pflegt — so fest eingeschlagen hatte, daß er sie nicht wieder loswickeln konnte. Man fing ihn lebendig.

Es giebt auch eine gewaltige große Gans auf den Hebriden, die nicht fliegen kann und den drolligen Nahmen führt, Bischof Carära. Ich habe mich vergebens bemüht zu erfahren, wer diese Gans zum Bischof gemacht hat. Ferner findet man Enten, die von den Einwohnern um der lieblichen Musik willen geschätzt werden, denn sie sitzen Schaarenweise beysammen und singen, daß man es eine Viertelstunde weit hört. Wenn ein Sturm im Anzuge ist, läßt sich die Regengans vernehmen.

Daß Heringe und Stockfische hier zu Hause gehören, wissen Sie. Ein Glück, daß das Meer so freygebig gegen diesen armen Insulaner ist, sonst würden sie alle verhungern müssen.

Zweyter Brief.

Nun werden Sie auch zu wissen verlangen, welche Gattung von Menschen hier haust? — Eigentlich giebt es nur wenige Menschen unter diesen Menschen. Da sind ein halbes Dutzend sogenannter Lairds, die vornehmen Grundeigenthümer, deren Einige gut und vernünftig, Andere schlecht und dumm sind, deren Besitzungen sich bisweilen 70 englische Meilen weit erstrecken, die große Einkünfte haben und sie in London verzehren. Da giebt es übermüthige Pächter, die sich mästen; Pfarrer, die nicht den Acker ihres himmlischen Vaters, sondern nur ihren eigenen bearbeiten; Einnehmer, die den Stab Wehe schwingen; Unterpächter, die gedrückt und ausgesaugt werden; Sklaven, die hungernd und in Lumpen gehüllt vor den Einnehmern kriechen, den Blick zur Erde senken, ihr Ackergeräth über Felsen und Sandhügel viele Meilen weit hin und

her tragen, um für ihre Tyrannen zu arbeiten, mit welchen sie doch sämmtlich aus Einem Stamme entsprossen sind, die in nassen Kleidern die ganze Nacht in einer schmutzigen Küche oder gar im Schweinstalle schlafen; die für des Einnehmers Schuhe Leder gerben, für seine Strohdächer Haide flechten, für seine Oefen Torf stechen, für seine Schmieden Kohlen liefern, sein Vieh hüten, seine Schafe scheeren, seine Wolle spinnen, zwey Monate hinter einander aus verkalchtem Mergrase Salz für ihn ziehen müssen u. s. w. Außerdem sind sie gehalten, der Frau Einnehmerin jährlich so und so viel Hühner, Butter und Käse zu bringen. Um fünf Uhr Morgens, es sey dunkel oder hell, ist schon alles bey der Arbeit. Die Weiber drehen ihre Handmühlen, die Männer verrichten andere Arbeiten, bis Tagesanbruch sie ins Feld oder an die Seeküste ruft, wo sie, während der Ebbe, eine bestimmte Menge von Meergras schneiden müssen. Wehe ihnen, wenn sie in der vorgeschriebenen Zeit nicht damit fertig werden! Da gilt keine Entschuldigung, weder unfreundliches Wetter, noch die Steile der schroffen Felsen, noch sonst ein Unfall; kommen sie nur um eine Stunde zu spät nach Hause, so wartet ihrer die grausamste Züchtigung. Da wird geschlagen, gestoßen, gepeitscht, gleichviel ob Männer oder Weiber; viele Unglückliche

schleichen als Krüppel heim. Ich habe ein armes Mädchen gesehen, dem ein Einnehmer die Rippen entzwey gebrochen, weil sie eine Arbeit für ihre Gebieterin, die sie eben untern Händen hatte, erst vollenden wollte, und darüber für die von ihm befohlne Arbeit sich etwas verspätete.

Ein solcher Satan von Einnehmer hat unter andern auch ein altes, schon längst nicht mehr beobachtendes Gesetz wieder in Gang gebracht, kraft dessen ihm jedes Lamm seiner Unterthanen zugehört, welches zur Zeit der Schafschur ungezeichnet herum läuft. Der Grund dieses Gesetzes war, damit kein Dieb unter dem Vorwande, es habe sich eines seiner Lämmer unter des Einnehmers Heerde verirrt, Schafe stehlen könne. Aber neulich ergieng es jenem Satan übel. Er wollte ein starkes, ungezeichnetes Lamm wegnehmen lassen, welches einer alten Frau zugehörte, die das Zeichnen bloß deshalb unterlassen hatte, weil sie keinen solchen Hund besaß, wie man sie hier abrichtet, um das Lamm zu haschen. Da sie aber rechtmäßige Eigenthümerinn sey, bewies sie klärlich durch ihr Mutterschaf, an dessen Brüsten das Lamm sog. Daran kehrte sich aber der Herr Einnehmer nicht, er befahl seinen Knechten das Lamm zu greifen. Die Knechte zauderten, denn die alte Amazone zeigte ihre

Fäuste. Der wüthende Einnehmer setzte sich nun selbst in Bewegung; er und die Alte fassten das Lamm, erwischten es zu gleicher Zeit; aber sie hielt fester als er, riß es ihm glücklich aus den Händen, und spottete in ihrer galischen Sprache: Ein alt Weib hält fester, als ein alter Kerl zieht." Dießmal mußte er ablassen, und das Recht des Stärkeren anerkennen.

Ein anderer Einnehmer, der sogar Pfarrer ist, verurtheilte einen armen Teufel, den Sohn einer Hühnerfrau, der ein Stück Gerstenkuchen aus einer alten Kiste gestohlen hatte, zum Schandpfahl und Peitschenhieben. Alle seine Pächter wurden zusammen berufen, der Vollstreckung des Urtheils beyzuwohnen. Es fand sich aber keiner unter ihnen, der das Amt des Büttels verwalten wollte; da ergriffen der Herr Pfarrer, sammt der Frau Pfarrerin, selbst die Geissel, und peitschten den Delinquenten so fürchterlich, daß seine Mutter, die Hühnerfrau, heulend ihr Haar zerraufte und endlich in Ohnmacht fiel. Alle Umstehenden weinten. Damit war es aber noch nicht abgethan. Der Bursche mußte am folgenden Sonntage, mit einem Mehlsack um den Hals, Kirchenbuße thun. — Sind diese Menschen Leibeigne? oder Neger? hör' ich Sie fragen. Sie sind bey-

des, nur unter einem andern Nahmen. Sie heißen Skallags. Viele waren zuvor Unterpächter. Wenn sie nun aus irgend einem Grunde ihre Pachtung verlieren, und ihr gewesener Herr ihnen keine Empfehlung mitgiebt, so nimmt kein anderer sie auf und sie sehen sich gezwungen, zu den sogenannten Skallags, oder Gutsskaven, herabzusinken. Nun bauen sie ihre Hütten von Baumzweigen und bedecken sie mit Farrenkraut; arbeiten fünf Tage in der Woche für den Herrn; bauen am sechsten für sich ein wenig Kohl, Gerste und Kartoffeln, fangen einige Fische, haben kein Salz ihre magere Speise zu würzen, und wissen nichts von Brodt. Der Herr giebt ihnen nichts, gar nichts, als ein Paar schlechte Schuhe, gewürfelte wollene Strümpfe, einen groben Rock und einen Mantel. — Der Neger arbeitet doch nur von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends; auch werden ihm in der Zwischenzeit noch zwey Stunden zum Ausruhen vergönnt; der Skallag hingegen muß von vier Uhr Morgens bis acht, und auch wohl bis zehn Uhr Abends ununterbrochen arbeiten. Der Neger bekommt reichlich zu essen, der Skallag muß hungern. Sonntags, oder wenn er krank ist, bekümmert sich Niemand darum, wo er etwas her bekommt; den alten kranken Neger muß der Herr füttern; den alten kranken Skallag jagt der Herr in die weite Welt, er

muß von Thür zu Thür betteln, bis er vor der letzten niedersinkt. Ich mag die Parallele nicht weiter ziehen. In allen Stücken, wo es die Skallags nicht schlechter haben als die Neger, haben sie es auch fürwahr nicht besser.

Und doch sind sie an Geistesfähigkeiten ihren westindischen Brüdern weit überlegen. Sie begreifen schnell, sind vorsichtig, thätig, gefällig; erwerben sich, durch ihre vertraute Bekanntschaft mit den Gefahren des Meeres, Muth und Gewandtheit; haben Anlage zu Musik und Dichtkunst; machen oft aus dem Stegreif beissende Satyren; lassen oft in weichen Lauten Gefühle der Liebe oder Klagen um verlohrne Freunde ertönen. Ja fürwahr, wäre die g a l l i s c h e Sprache bekannt genug, manche ihrer Gesänge würden auf unsern Bühnen Bewunderung erregen. Ohr und Auge werden ergötzt, wenn ihre vollen Stimmen im Chor zu Nationalinstrumenten erschallen, und sie dabey im Kreise stehen, bald die Hand, bald ein Tuch bewegen. Im leichten, lebendigen Tanz übertreffen sie vielleicht alle andere Völker. Sie tanzen gewöhnlich nach der Geige. Der Dudelsack wird mehr auf dem Felde gebraucht, oder bey Hochzeiten, Begräbnissen und andern feyerlichen Gelegenheiten. Dann muß der Pfeifer einen Nationalmarsch aufspielen, den man sehr weit vernimmt,

und

und der augenblicklich eine ganze Gesellschaft lebendig macht. Kurz, es sind liebenswürdige Naturmenschen, die unter der schmählichsten Herabwürdigung seufzen.

Dritter Brief.

Ich fange an dirse Menschen zu lieben, und bleib ich noch einige Monate hier, so wird es mir schwer werden, mich wieder von ihnen zu trennen. Wenn man sie nur ohne Ekel in ihren Hütten besuchen könnte; allein da sieht es nur gar zu schmutzig und erbärmlich aus. Nach irgend einer Bequemlichkeit sieht man sich vergebens um. Einige Holzblöcke, von der See an's Ufer getrieben, oder auch wohl nur Steine, dienen zu Sitzen um das Feuer; höchstens haben sie Strohsäcke. Zum Schlafen hat jeder ein Betttuch, das breitet er aus, wo es ihm beliebt; am Morgen wird alles auf einen Haufen gelegt. Sämmtliches Vieh ist Mitbewohner der Hütte des Hebriders und hat seinen Platz am Feuer so gut, wie die Menschen, auch wohl besser, denn das jüngste oder zarteste Vieh bekommt die nächsten Stellen. Ausgemistet wird jährlich nur einmal, da jedoch immer trocken untergestreut wird, so erreicht dieser Misthaufen nach

und nach beynahe die Höhe des Hauses; da sitzen nun die Menschen unten am Feuer, und das Vieh schaut und blöckt von oben auf die Gesellschaft herab, die sich ganz wohl dabey befindet. Tritt ein Nachbar hinein, so nennt man ihn Freund, lieber Freund und Nachbar, rücket schnell zusammen, um ihm den Ehrenplatz zu räumen und setzt sich traulich mit ihm. Gegen Fremde sind sie anfangs zurückhaltend, doch fragen sie gern viel, und wenn man ihnen Neuigkeiten zu erzählen weiß, so ist man sicher willkommen. Jedes Wort, das der Fremde sprach, wird dann in der ganzen Nachbarschaft herum getragen. Ich hatte leider sehr viele Neuigkeiten zu erzählen, bey welchen die guten Menschen schauderten.

Von Fenstern und Thüren weiß man hier wenig oder nichts. Der Schornstein und ein paar Löcher im Strohdach liefern das Tageslicht. Giebt es eine Hausthür, so wird sie wenigstens nie verschlossen, denn zu stehlen ist da nichts; den Weberstuhl wird Niemand forttragen. Höchstens stiehlt ein kecker Jüngling bisweilen die Gunst eines hübschen Mädchens, deren Tugend ohnehin in steter Gefahr schwebt, denn Männer und Weiber schlafen beständig ohne alle Aufsicht unter einander. Daher kommt es denn auch, daß es einem armen Mädchen oft sehr schwer wird, den eigent-

lichen Vater von seinem Kinde anzugeben. Gewöhnlich beehren sie mit diesem Titel den reichsten und vornehmsten unter ihren Liebhabern, und wo möglich einen Unbeweibten, denn haben sie einem verheiratheten Manne sich ergeben, so müssen sie sammt ihm, in einem weißen Hemde Kirchenbuße thun. Das hat übrigens wenig zu bedeuten. Man erzählt Fälle, wo mehrere Liebhaber, statt die schwangere Dirne sitzen zu lassen, sich um deren Besitz gestritten und geprügelt haben.

Nirgend auf der Welt begegnet man den Bettlern mit so vieler Achtung als hier. Sein Bettuch muß er freylich in einem von Gras geflochtenen Sacke, von Haus zu Haus auf dem Rücken tragen, aber sonst hat er auch nichts nöthig, denn wo er hin kommt, ißt er mit den Leuten im Hause aus einer Schüssel. Das kommt daher, weil Jeder fühlt und weiß, wie leicht es selbst zum Bettler werden kann. Dieselbe Ursach wird sonder Zweifel auch in Deutschland künftig das Schicksal der Bettler erleichtern, denn welcher Deutsche ist jetzt sicher vor dem weissen Stabe?

Ein Fremder, der sich recht beliebt auf den Hebriden machen will, muß immer Taback bey sich führen und freygebig vertheilen. Männer und Weiber sind große Liebhaber von diesem Kraut.

te, und wenn ſie einem begegnen, den ſie für vornehm halten, ſo ſprechen ſie ihn ſicher um ein wenig Taback an. Die Männer kauen ihn, ſtecken auch kleine Rollen Taback in ihre Naſenlöcher, und wenn ſie ſie endlich wegwerfen, ſammeln noch ärmere Leute ſie begierig auf, um ſich ihrer zum zweytenmal zu bedienen. So ſuchen die Bettelbuben in Neapel die abgenagten Melonen-Schaalen aus dem Kothe hervor, um ſie noch einmal zu benagen. Die Weiber ſchnupfen den Taback und verwahren ihn in einer Art von Seenüſſen, die auf dem Schilfe wachſen. Die Männer lieben auch den Branntwein und brennen ihn ſelbſt aus Haber, nicht aus Haidekraut, wie Pennant in ſeiner Reiſe vorgiebt. Das möchte wohl einen elenden Branntwein geben.

Der alte Stolz der Hochländer iſt noch nicht ganz unter dieſem armſeligen Volke erloſchen, und äußert ſich bisweilen ſehr komiſch. Sie begrüſſen einander mit Junker und Fräulein, nehmen die Mützen ab und umarmen ſich. Wird um eine Dirne geworben, ſo ſpricht der Freywerber ein langes und breites von dem vornehmen Stamme, und hofft, man werde dem Fräulein eine Mitgabe verſprechen, die ihrer Familie Ehre mache. Da werden denn auch gewöhnlich ſehr viel mehr Kühe verſprochen, als die Eltern ſelbſt be-

ſitzen, — denn im Vieh beſteht die Mitgabe — und wenn auch eine einzige Kuh im Hauſe iſt, ſo muß wenigſtens eine runde Zahl genannt werden, ſonſt würde ſich der Vater für beſchimpft und der Freyerber für beleidigt halten. Mit der wirklichen Auslieferung des Verſprochenen nimmt man es denn ſo genau nicht. Statt der erſten Kuh gibt man zum Exempel ein Kalb; ſtatt der zweyten ein paar Schaafe; ſtatt der dritten einen Spinnrocken; die vierte wird durch ein paar Betttücher, die fünfte durch eine Kiſte erſetzt, u. ſ. w. bis die angelobte Zahl voll iſt. Vor den Leuten heißt es denn aber: ich habe meiner Tochter 20 oder 30 Kühe mitgegeben. — Bey der Trauung giebt der Bräutigam der Braut einen herzlichen Kuß, und das gefällt mir. Sogleich ſtürmen aber auch alle anweſende junge Männer herbey, um den zweyten Kuß zu erhaſchen, und das mag der ſittſamen Braut wohl nicht gefallen. Kurz vor der Trauung ſchnüren Braut und Bräutigam alles los, was feſt an ihnen ſitzt, Schuhe, Strumpfbänder u. dgl.; ſie bilden ſich ein, ich weiß nicht, welche Zauberey dadurch abzuwenden.

Auf den Hochzeiten muß geſchwelgt werden, und ſollte auch für den andern Tag kein Biſſen übrig bleiben. — Bey Kindtaufen herrſcht eine

holde Sitte. Der Vater bringt das Kind einem Nachbar, mit dem er vorher in Unfrieden lebte, und begrüßt ihn als Gevater. Dieser wird dadurch auf der Stelle versöhnt, küßt und segnet das Kind; bringt es der Mutter wieder, und ist von diesem Augenblicke an dem Kinde ein zweyter Vater, dessen Eltern ein treuer Freund.

Bisher habe ich Ihnen die Einnehmer nur als Barbaren gegen ihre Unterthanen geschildert; jetzt will ich noch eine Thatsache hinzufügen, die sie auch als herzlose Barbaren gegen ihre eigenen Kinder darstellt. In manchen Ländern müssen die armen Bauern die Jagdhunde ihrer Herren groß füttern, hier sogar die Kinder ihrer Tyrannen.

Wird dem Herrn Einnehmer ein Kind geboh-ren, so schickt er es ohne Umstände zu Einem seiner wohlhabendsten Unterpächter, der sich für die Ehre und das Vertrauen demüthig bedanken muß. Dieser unfreywillige Pflegevater heißt von nun an Eddigh (Stiefvater) und seine Frau Muime (Stiefmutter); so nennt sie auch das Kind, welches sie ernähren, kleiden, und mehr Sorge dafür tragen müssen, als für ihre eigenen Kinder. Ist die junge Brut 10 bis 12 Jahre lang gefüttert worden, so wird sie endlich in das Haus der Eltern zurückgebracht, um nun eine vornehme

Erziehung zu erhalten. Aber wehe dem armen Pachter, wenn er den Knaben mit leeren Händen heim schickt; er muß ihm nach Vermögen und über Vermögen Kühe, Schaafe, Kleider mitgeben, um zu zeigen, daß er der hohen Ehre würdig war, seinen künftigen Herrn gefüttert zu haben, hätte er auch deshalb den eignen Kindern oft den Bissen aus dem Munde reissen müssen.

Wenn diese Sitte auf einer Seite die Herz- und Schamloßigkeit der vornehmen Eltern begünstigt, so sollte man doch auf der andern Seite glauben, sie werde in der Folge oft einen glücklichen Einfluß auf das Schicksal der gewesenen Pflegeeltern haben! allein nichts weniger; die junge Brut besteht aus lauter Undanks. Ich könnte Ihnen hundert Beyspiele von der schändlichsten Undankbarkeit dieser Pflegekinder anführen, doch ein einziges wird hinreichen, Ihr Gefühl zu empören. Ein gewisser Monro Macaudy war ein wohlhabender Unterpächter, und seine Gattinn, eine sehr rechtliche Frau, fütterte mehrere Kinder des Einnehmers, unter andern den jetzigen Einnehmer selbst, mit aller Sorgfalt groß. Nun sind die Leute verarmt und haben ihre Pachtstelle verloren. So lange sie noch eine Kuh oder ein Schaaf übrig hatten, wurde ihnen die Erlaubniß in einer elenden Hütte zu liegen, ihrer ver-

kunft. Jetzt haben ſie gar nichts mehr und ſind beyde blind geworden. Wovon ſollten ſie nun die Miethe bezahlen? Der Alte hatte in beſſern Tagen ein wenig Geld geſammelt, und es dem Herrn gegen eine Verſchreibung geliehen. Jetzt ſah er ſich genöthigt, um die Zurückgabe dieſes Geldes zu bitten, um ſeinen harten Gläubiger befriedigen zu können. Allein vergebens! die vornehme Mutter ſelbſt, deren Kind er groß gezogen hatte, wies ihn höhniſch zurück. Ich habe dieſe beyden eisgrauen, blinden, kraftloſen Alten in ihrer Hütte liegen ſehen, ohne eine Ziege, ohne ein Stückchen Brodt zu ihrem Unterhalt. Sie konnten auch nicht, wie andere Bettler; ihr Bett auf den Rücken nehmen, und von Haus zu Haus Nahrung ſuchen, denn ſie waren blind, und friſteten ihr elendes Daſeyn nur durch die Wohlthätigkeit armer Nachbarn, die ihnen dann und wann etwas ſchickten.

Was ſagen Sie aber zu folgender ſchaamloſen Betteley? — Wenn die Tochter eines Einnehmers Braut wird, ſey ſie noch ſo reich, ſey ihr künftiger Gatte noch ſo wohlhabend, ſo geht ſie mit einem Bedienten bey den armen Unterpächtern von Haus zu Haus, und bittet um eine Beyſteuer zu der Einrichtung ihrer neuen Wirthſchaft. Ich wollte dem ärmſten Manne nicht rathen, ſie

leer fort zu schicken, es würde ihm sicher übel bekommen. Auch thut es keiner, und wenn er nur noch zwey Schaafe hat, deren Milch seine Kinder nährt, so giebt er Eins davon der gnädigen Dame, die sich herabgelassen hat, seine Schwelle zu betreten. — Die vornehmen Kinder ahmen schon in zarter Jugend das Beyspiel der liebenswürdigen Eltern nach; diese rauben das vierfüßige Vieh, jene das zweyfüßige. Kein Hahn und keine Henne ist sicher vor ihnen. „Die Hähne brauchen wir zu Hahnengefechten" geben sie vor, nehmen ohne Umstände weg, was sie finden, und verkaufen es oft hinterdrein dem Eigenthümer wieder. — Ja, mein Freund, unter solchem gräßlichen Drucke seufzt die Menschheit in einer Winkel von Europa. Dennoch bin ich Egoist schlecht genug gewesen, mit einer Art von Vergnügen Monate lang hier zu verweilen. Ich sah und hörte dort nichts von meinem unglücklichen Vaterlande; ich konnte mir einbilden, ich hätte ein Recht, die armen Skallags zu bemitleiden; ich konnte mir einbilden, wenn ich nach Hause käme, würde ich meinen Mitbürgern unerhörte Grausamkeiten erzählen können. Ach! ich vergaß die gräßlichen Seitenstücke, die wir aufzustellen vermögen! — Morgen reise ich ab und unterhalte Sie vielleicht künftig mit angenehmern Gegenständen.

Volksaufruhr in England, im Jahr 1381.

La Bruyere sagt irgendwo ein wahres Wort: „wenn ein Volk ruhig ist, so begreift man gar nicht, wie es in Aufruhr gerathen könne; ist es aber einmahl empört, so begreift man abermals nicht, wie es wieder ruhig werden könne.“ — Beydes geschieht plötzlich. Die stürmische See braucht mehrere Tage um sich wieder zu ebnen; ein stürmisches Volk ist oft in diesem Augenblicke ein Tyger, im nächsten ein Lamm.

England genoß eines tiefen Friedens, als die Brutalität eines einzigen, unbedeutenden Beamten, beynahe den Umsturz des Reichs bewirkt hätte. Es war eine Kopfsteuer ausgeschrieben worden, von der man jedoch die Kinder ausnahm. Ein harter Einnehmer dieser Auflage in der Grafschaft Kent kam in das Haus eines Dachdeckers. Der Mann, der sich Tyler nannte, war nicht

zu Hause, allein die Frau bereitwillig, für ihn, sich und ihre erwachsene Familie die Kopfsteuer zu entrichten, nur bestand sie mit Recht darauf, daß eine Tochter, die kaum zwölf Jahre zählte, unter dieser Auflage noch nicht begriffen sey. Das Mädchen mochte für ihr Alter schon ziemlich erwachsen scheinen, der Einnehmer wollte daher nicht glauben, daß sie noch so jung sey, und wurde unverschämt. Die Mutter tobte; ihr Geschrey zog die Nachbarn herbey; der Vater, der nicht weit davon ein Dach deckte, sprang herzu, stellte den Einnehmer zur Rede, erhielt schnöde Antworten, gerieth in Wuth, und schlug ihm mit seinem Hammer die Hirnschaale entzwey.

Diese That war das Signal zum Aufruhr In wenigen Tagen sah sich der Dachdecker an der Spitze von hunderttausend Mann, die einen gräßlichen Eid schwuren, alle Einnehmer, alle Rechtsgelehrte, mit einem Wort, Jeden der lesen und schreiben könne, umzubringen. Wer das Unglück hatte, mit einem Schreibzeug in der Tasche ihnen zu begegnen, dessen Kopf war verlohren. Sie zogen gerade nach London. Unterwegs begegneten sie der Prinzessin von Wallis, des Königs Mutter, die eben von einer Wallfahrt nach Kanterbury zurückkam, griffen ihr Gefolge an, zwangen sie selbst ihnen Küsse zu ge-

ben, zum Beweis der allgemeinen Gleichheit, und ließen sie dann ihre Reise ruhig fortsetzen.

Der König, Richard II., ein Jüngling von sechzehn Jahren, flüchtete bey ihrer Annäherung in den Tower. Das Volk zu London empfing sie mit offenen Armen. Der Pallast des Herzogs von Lankaster, damahls das schönste Gebäude in der Stadt, wurde zerstört; damit man aber nicht glauben sollte, sie wären gekommen, um zu plündern, so erging ein strenger Befehl, nichts von der Beute sich zuzueignen, sondern das viele dort gefundene Silberzeug in Stücken zu hauen, und in die Themse zu werfen. Einer unter ihnen, der ein Stück Silber in sein Hemd verbarg, wurde augenblicklich niedergestoßen. Alle Bücher und Papiere, die sie in der Bibliothek des Tempels fanden, wo viele Rechtsgelehrte wohnten, schleuderten sie in die Flammen. Die Häuser aller Höflinge standen in Flammen. Sie bedrohten den Tower selbst, und begehrten eine Unterredung mit dem Könige. Die Besatzung war zu schwach, um etwas zu unternehmen, der Vorrath an Lebensmitteln zu gering, um eine Belagerung auszuhalten. Der König ließ daher die Thüre öffnen und trat ihnen entgegen. Sie drangen in großen Haufen herein, gingen ungehindert hin und her, vertheilten sich auch einzeln ohne Furcht,

kamen bewaffnet bis in des Königs Zimmer, sprangen auf sein Bett, wälzten sich darauf herum, und führten mit der Königinn Mutter sehr maulständige Gespräche.

Andre suchten den Erzbischof von Canterbury, um ihn zu ermorden. Dieser ehrwürdige Greis wußte, welches Schicksal ihm drohte; er hatte die ganze Nacht mit seinem Beichtvater gebetet. Sie fanden ihn in der Kapelle, wo er eben das Abendmahl genossen hatte, rissen ihn vom Altar und schleppten ihn auf einen freyen Platz. Tausend Schwerter waren gegen ihn gezückt. „Meine Kinder," redete er sie sanft an, „was hab' ich Euch gethan? hütet euch, daß ihr Eure Hände nicht mit dem Blute eines Gesalbten befleckt." — Umsonst, sie spalteten ihm den Kopf, den sie auf der Londner Brücke auf einen Pfahl steckten. Gleiches Schicksal hatten die Schatzmeister und mehrere der angesehensten Personen. Sogar die Fremden, besonders die Flamänder, würden auf das grausamste ermordet. Um sie zu erkennen, mußten sie einige englische Wörte nachsagen, die für einen Fremden schwer auszusprechen sind, und sprach der zitternde Mund nicht wie Jener Ohren es verlangten, so flog der Kopf.

Aus großem Uebermuth forderten die Aufrührer vom Könige allgemeine Vergebung; Abschaffung der Leibeigenschaft und der Frohndienste; Handels-Freyheit ohne Zölle. Richard sah sich gezwungen nachzugeben und einen förmlichen Freybrief auszustellen, worauf ein grosser Theil der Empörer sogleich nach Hause zog. Allein den Dachdecker war so leicht nicht zu befriedigen; er begehrte eine persönliche Unterredung mit dem Könige; sie wurde ihm zugestanden; beyde waren zu Pferde. Tyler hatte seinen Anhängern befohlen, auf ein gegebenes Zeichen des Königs Gefolge zu ermorden und ihn selbst gefangen zu nehmen. Dann ritt er vorwärts, und näherte sich dem Monarchen so sehr, daß die Köpfe ihrer beyden Pferde sich berührten. „Herr König" sagte der Uebermüthige, „siehst Du alledas Volk da unten?" — wohl sehe ich es. — „Alle, fuhr er fort, haben geschworen mir zu gehorchen bis in den Tod, und werden nicht eher weichen bis Du Alles bewilligt hast, was wir verlangen." — Zu diesen geforderten Bewilligungen gehörte unter andern, eine schriftliche königliche Erlaubniß, allen Rechtsgelehrten die Köpfe abzuschneiden.

Um den Sturm zu beschwören, versprach Richard, er wolle ihnen eben solche Freybriefe ausfertigen lassen, wie ihren heimgezogenen Brüdern.

Der Unsinnige war nicht zufrieden, tobte, schmähte, fand es sogar sehr keck von dem Ritter John Newton, des Königs Schwertträger, daß er, in Gegenwart eines Feldherrn des Volkes, sich unterstehe zu Pferde zu sitzen, und nannte ihn einen Verräther. Du lügst, sagte der kühne Ritter. Da zog Tyler wüthend seinen Dolch und würde ihn ermordet haben, wenn nicht der König, um sein Leben zu retten, ihm befohlen hätte abzusteigen. Der Dachdecker, durch Richards Nachgiebigkeit immer kühner gemacht, forderte nun auch des Königs Schwert, welches der Ritter trug. „Nimmermehr!“ sagte Newton, „du bist nicht würdig des Königs Schwert zu berühren, und wären wir allein, du würdest nimmer eine solche Zumuthung wagen.“ — „Meinst du?“ erwiederte Tyler schäumend, „nun so schwöre ich, keinen Bissen eher in meinen Mund zu stecken, bis ich deinen Kopf habe springen lassen.“

Bey diesen Worten wollte der Blutdürstige sich auf das Schlachtopfer stürzen. Da rief Walworth, der Lord Major von London, ein braver unerschrockener Mann, der schon lange mit Mühe seine Zunge im Zaume gehalten: „Herr König, duldet nicht, daß ein so edler Ritter in Eurer Gegenwart von diesem Auswurf des Pöbels ermordet werde.“

Verhafte ihn! fuhr der König heraus. Alsobald versetzte Watworth dem Rebellen-General einen so gewaltigen Streich über das Haupt, daß er betäubt vom Pferde stürzte; Richards Gefolge sprang herzu und tödtete ihn vollends. Da die Empörer ihren Anführer fallen sahen, erhoben sie ein gräßliches Geschrey, schüttelten die Schwerter, und setzten sich in Bewegung, um des Dachdeckers Tod blutig zu rächen. Jetzt war der Augenblick gekommen, in welchem Richard beweisen mußte, daß er des Thrones würdig sey, und er bewies es. Unerschrocken ritt der sechzehnjährige Jüngling mitten unter den wüthenden Haufen. „Was wollt ihr thun, meine Freunde?“ rief er laut. „Wollt ihr Euren König umbringen, um den Elenden zu rächen, der Euch betrog?“ — „Nehmt mich an seiner Stelle zu Euren Anführer, ich sage Euch jede billige Foderung zu.“

Und siehe, überrascht durch des Jünglings Kühnheit, besänftigt durch seine Worte, legten sie plötzlich Alle die Waffen nieder. Stolz ritt er vor ihnen her, führte sie hinaus auf das freye Feld, ließ sie von Truppen umringen, aber kein Leides ihnen zufügen; ja er verwarf mit Unwillen jeden Vorschlag, sein königliches Wort zu brechen. Mit eben den Freyheitsbriefen, die ihre Brüder erhalten, zogen sie ruhig heim. Der jun-

ge Monarch, ehe er seinen triumphirenden Einzug in London hielt, schlug den Lordmajor zum Ritter, und verordnete dankbar, daß alle seine Nachfolger im Amte die Ritterwürde empfangen sollten. Um ferner das Andenken dieser Begebenheit zu verewigen, setzte er einen Dolch in das Wappenschild der Stadt London.

O hätte der Geist dieses unerschrockenen Jünglings auf Ludwig dem Sechzehnten geruht! Europa genösse noch heute das verlohrne, schmerzlich beweinte Glück.

Die räthselhaften Gäste,
eine wahre Begebenheit.

Eines Tages, vor etwa sechzig Jahren, kamen zwey Engländer mit dem Paquetboot von Dower nach Calais, stiegen nicht bey den, durch Yorik berühmt gewordenen Monsieur Dessein, sondern bey einem unbedeutenden Gastwirth Nahmens du Long ab, ließen sich die besten Zimmer geben, verzehrten viel Geld, fanden des Wirths schlechte Küche sehr schmackhaft und seinen geschwefelten Wein sehr ächt. Von einem Tage zum andern vermuthete du Long, sie würden weiter reisen, die Hauptstadt besuchen; denn daß sie blos gekommen wären, um Calais zu besehen, konnte sich doch Niemand einbilden. Aber sie reisten nicht weiter, und besuchten die Hauptstadt nicht, besahen auch nicht einmahl die Merkwürdigkeiten von Calais, sondern gingen

höchstens dann und wann auf die Schnepfenjagd, saßen übrigens daheim, aßen, tranken und hatten Langeweile.

„Es mögen wohl Spions seyn," dachte der Wirth, „oder Flüchtlinge, oder Narren. Gleichviel. Was geht das mich an? sie bezahlen honnett." Wenn er mit seinem Nachbar und Gevatter, dem Gewürzkrämer, Abends bey einem Schoppen Wein saß, so pflegten sie wohl die Köpfe über die räthselhaften Fremden zusammen zu stoßen: „es sind Spions," meinte der Gewürzkrämer, „der Eine schielt mit dem linken Auge."

„Man kann schielen ohne ein Spion zu seyn," entgegnete der Gastwirth; eher möchte ich sie für Flüchtlinge halten, denn sie lesen alle meine Zeitungen, vermuthlich um der Steckbriefe willen."

Dann bewies aber der Gevatter, daß alle Engländer wenigstens den zwölften Theil ihres Lebens damit zubringen, Zeitungen zu lesen. Gewöhnlich kamen die beyden Zechbrüder am Ende darin überein, daß, da besagte Fremdlinge weder Spione noch Flüchtlinge zu seyn schienen, sie durchaus nichts anders als Narren seyn könnten; und dabey blieb es; ja in dieser Meinung wurde

du Long noch mehr befestigt, als, nach einigen Wochen Einer der beyden Engländer, ein ältlicher Mann, ihn folgendergestalt anredete: „Mein lieber Herr Wirth, es gefällt uns bey Ihnen, und, wenn Sie sich in eine gewisse Grille fügen wollen, so könnte es leicht geschehen, daß wir unser Geld noch recht lange in Ihrem Hause verzehrten.“

„Ew. Gnaden haben zu befehlen; ein Gastwirth ist ein geborner Knecht aller Grillen, die aus den vier Welttheilen bey ihm zusammenströmen.“

„Sie haben,“ fuhr der Engländer fort, zwar eine sehr große Bestie, nemlich einen Elephanten auf Ihr Aushängschild mahlen lassen, allein Ihr Haus ist doch nur eine Mücke unter den Wirthshäusern; kaum finden sich drey erträgliche Zimmer, und die gehen zum Unglück alle auf die Straße hinaus. Wir lieben die Ruhe, wir wollen schlafen. Ihr Nachtwächter hat eine verdammt helle Stimme, und die Wagen rasseln die ganze Nacht auf der Straße, daß alle Fenster klirren. Wir erwachen alle Augenblick, um zu fluchen, und schlafen wieder ein, um nach einer Viertelstunde zu erwachen. Sie begreifen, mein

lieber du Long, daß man dabey Gesundheit und Geduld verliert."

Der Wirth zuckte die Achseln. „Wie stehts zu ändern?"

„Ganz leicht" meinte der Gast. „Wenn Sie eine kleine Ausgabe nicht scheuen, die wir sogar zur Hälfte tragen, und bey unsrer Abreise nicht den geringsten Anspruch auf Ersatz machen wollen." — Du Long, dessen dürrer Acker, seit dem Aufenthalt der Engländer, täglich durch einen Guineen-Regen befruchtet wurde, versprach, was in seinen Kräften stehe, zur Befriedigung der hohen Gäste beyzutragen, nur könne er den Wagen das Rasseln, und dem Nachtwächter das Singen nicht verbieten.

„Ist auch nicht vonnöthen," sagte der Fremde. „Sie haben da hinten im Hofe einen kleinen Garten, sind aber wohl kein Liebhaber von der Gärtnerey, denn, außer ein wenig Peterstlie für Ihre Wassersuppen, sehe ich nichts als Nesseln darin. Auch droht die alte Gartenmauer den Einsturz, trotz ihrer Dicke. Wie wär' es, wenn Sie den Platz benutzten, um ein kleines Gebäude aufzuführen, eine Art von Lusthaus, wenn es auch nicht mehr als zwey Zimmer ent-

hielte? Man könnte es an die alte Mauer anlehnen, so sparte man noch einen großen Theil der Kosten, und die Mauer selbst würde dadurch gestützt. Wie gesagt, um eine ruhige Wohnung zu besitzen, tragen wir gern die Hälfte der Unkosten, und sind wir fort, so bleibt Ihnen das Gebäude, Sie haben dann ein paar bequeme Zimmer mehr zu vermiethen. Finden Sie aber Bedenken, unsern Vorschlag einzugehen, so müssen wir ausziehen."

Allein der Wirth fand nicht das geringste Bedenken, ob er gleich im Herzen dachte: mein Gevatter und ich hatten wohl Recht zu vermuthen, daß die Leute Narren sind. Er ließ sogleich einen Baumeister rufen, der Platz wurde besehen, die Engländer beschrieben, wie sie es gern haben möchten, Balken und Ziegelsteine wurden schnell angefahren, drey leichte Seitenwände stiegen schnell empor, die alte Gartenmauer bildete die vierte, von ihr senkte sich ein halbes Dach herab; das Ganze sah einem Holzstall ähnlicher als einer Wohnung; aber die Gäste waren zufrieden und der Wirth lachte ins Fäustchen.

Zwey Monate verstrichen unter dieser wechselseitigen Zufriedenheit; die Guineen-Quelle floß reichlich, ob gleich der Wein täglich schlechter

wurde; die beyden Engländer verließen ihre Wohnung selten, aßen, tranken und lasen die Zeitungen. Das Einzige, was dem Wirthe zum goldnen Elephanten auffiel, war, daß sie, um der nächtlichen Ruhe willen, sich ein eigenes Haus erkauft, und daß er nun doch sehr oft die ganze Nacht hindurch Licht bey ihnen erblickte. Einmahl gerieth er auf den Einfall, sie mögten wohl falsche Münzer seyn; da aber alle ihre Ausgaben durch seine Hände gingen, und ihre Guineen bey der sorgfältigsten Prüfung stets ächt befunden wurden, so blieb bey dem Herrn Gevatter und ihm abermahls keine andere Vermuthung übrig, als: sie sind Narren.

An einem schönen Herbsttage sah er sie mit Flinten über die Achsel gehängt hervortreten; sie erklärten, sie wollten sich mit der Schnepfenjagd belustigen, und nahmen auf drey Tage Abschied von ihm. Die drey Tage verstrichen und der vierte dazu, allein die Gäste kamen nicht wieder. Am fünften schüttelte du Long den Kopf; am sechsten schüttelte sein Gevatter ihn gleichfalls; am siebenten meldete er den bedenklichen Vorfall der Polizey, am achten wurde die verlassene Wohnung gerichtlich erbrochen. Da fand man auf dem Tisch einen Zettel folgenden Inhalts:

„Lieber Herr Wirth! Wenn Sie ein wenig in der Geschichte bewandert wären, so würden Sie wissen, daß einst die Engländer während einem Zeitraum von zweyhundert und zehn Jahren Calais besaßen, daß endlich der Herzog von Guise sie daraus vertrieb, und es eben so mit ihnen machte, wie einst Eduard der III. mit den Franzosen, das heißt, er jagte sie mit dem Bettelstabe in der Hand zum Thore hinaus. Vor kurzem waren wir so glücklich, in einem Kasten voll alter Pergamente Beweise zu entdecken, daß Einer unsrer Vorfahren in Calais ein großes Haus besessen, auf einem Platze, den jetzt drey Häuser einnehmen. Eines von diesen dreyen ist das Ihrige. Als unser Ahnherr fliehen mußte, vergrub er sein Gold und Silber am Fuße einer dicken Mauer, die noch heute existirt. Wir fanden unter seinen Papieren eine Zeichnung, welche uns von der ganzen Lage der Gebäude genügenden Unterricht ertheilte, wir schifften sogleich selbst nach Calais, fanden glücklicherweise ein Wirthshaus auf dem für uns so interessanten Platze, mietheten uns ein, erforschten Alles, und dachten auf Mittel, das uns von Gott und Rechtswegen gebührende Erbe, ohne Aufsehen zu erregen, in Besitz zu nehmen. Auf welche Weise wir alle Schwierigkeiten gehoben haben, ist Ihnen bekannt. Das große Loch und der leere eiserne Kasten, welche

Sie in unſerm Schlafzimmer unter der Mauer finden werden, ſind Beweiſe, daß es uns gelungen iſt. Wir ſchenken Ihnen den Kaſten, rathen Ihnen das Loch wieder zuzumachen, und ſich weiter nicht um uns zu bekümmern. A^b. Nachforſchungen würden doch vergebens ſeyn, da wir unter fremden Nahmen uns bey Ihnen aufgehalten. Leben Sie wohl!

Da ſtand der Wirth zum goldenen Elephanten mit offenem Munde. Der Herr Gevatter kam, beyde guckten tief in das Loch, dann wieder in den leeren Kaſten, ſahen einander an und meinten, die Leute wären doch wohl keine Narren geweſen.

Vondel.

So hieß der Shakespeare der Holländer. Er wurde 1587 gebohren. Seine Eltern gehörten zu der Secte der Wiedertäufer, er aber starb als ein guter Katholik im ein und neunzigsten Jahre seines Alters. In seiner Jugend handelte er mit Strümpfen, überließ aber bald den Kram seiner Frau, um sich ganz der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Vielleicht hatte diese Verwandlung dem humoristischen Musäus Veranlassung zu der witzigen Vorrede zu seinem zweyten Grandison gegeben, wo er bekanntlich das menschliche Leben mit einem Strumpfe vergleicht. — Genie kann man diesem Vondel nicht absprechen, aber den Parnaß erklimmte er nicht auf den eingehauenen Stufen einer wissenschaftlichen Bildung, sondern wie eine Gemse von Klippe zu Klippe springend. Im dreyßigsten Jahre lernte er Latein, nachher auch

Französisch, und im sechs und dreyßigsten fieng er erst an Logik zu studieren. Das letztere hätte er lieber unterlassen sollen, denn die damahlige Logik konnte den gesunden Menschenverstand eher verfinstern als erleuchten. Den Stoff zu seinen meisten Trauerspielen nahm er aus der heiligen Schrift. Man findet in seinen Werken ein Osterfest, oder die Erlösung des Volkes Israel, worinn Gott der Vater selbst die Hauptrolle spielt. Ein anderes seiner Trauerspiele heißt: die Brüder, wo David die Kinder Sauls den Gabaonitern überliefert, von welchen sie gefangen werden. Ein drittes: die Empörung der bösen Engel, und ihr Fall, verursacht durch eine heftige Leidenschaft, welche der Satan für Eva gefaßt. Das Stück sollte mit vielem Pomp aufgeführt werden, und man hatte bereits in Amsterdam ein prächtiges Himmelreich dazu verfertigt; aber die eifrigen Theologen wußten es zu verhindern. In Vondels Werken ist es unter dem Titel Lucifer gedruckt. Ein viertes: das zerstörte Jerusalem, ist eine der seltsamsten Ausgeburten eines regellosen Genie's. Nach dem Titel zu urtheilen, sollte man vermuthen, die Einnahme von Jerusalem mache den Knoten des Stücks; allein nicht weniger; Jerusalem ist bereits zerstört, wenn das Trauerspiel anhebt. Das übrige ent-

hält bloß allerley hochtrabende Declamationen, Grausamkeiten der Römer, Grausamkeiten der Juden, ohne irgend eine das Ganze verbindende Handlung. Joseph spricht einen Monolog, dann treten auf Titus selbst und dessen Centurio Liberarius, (ein seltsamer Nahme für einen römischen Hauptmann,) bloß um dem Sieger Complimente zu machen; und zwar wartet Titus nicht einmahl, daß sein Centurio das Räuchfaß vor ihm schwinge, sondern er selbst bewundert sich in mehr als hundert Versen, worauf dem armen Hauptmann nichts weiter hinzu zu fügen übrig bleibt, als: daß der große Cäsar mit dem großen Titus gar nicht verglichen werden könne. — Dann erscheint eine große jüdische Prinzessin, die Tochter Zions genannt, von einer Menge heulender Hofdamen begleitet. Der Sieger verschließt seine Ohren vor ihren Jammerklagen; die Prinzessin Tochter Zions verbirgt sich unter den Trümmern der Stadt, aus welchen die römischen Soldaten sie ohne Barmherzigkeit hervorziehen, um den grausamen Titus zu verherrlichen. Am Ende scheint der Dichter, der nun einmahl gar keinen Knoten geschürzt hatte, sehr verlegen um eine Entwickelung gewesen zu seyn. Der ganze fünfte Act besteht nur aus einer einzigen Scene. Simeon, der Bischof von Jerusalem, der entflohen war, kehrt

seufzend zu den Ruinen seiner Kirche zurück. Ein Centurio, der ihm begegnet, hält ihn für einen Spion, wird aber durch die Erklärung befriedigt, Simeon gehöre zu der stillen Secte der Christen. Dann erscheint ein Engel, der, um den frommen Prälaten zu trösten, ihm erzählt, die Zerstörung von Jerusalem sey schon längst von den Propheten geweissaget worden, und sey eine Rache Gottes wegen der Verhärtung der Juden. Nach dieser erbaulichen Predigt, welche gedruckt nicht weniger als neun große Quartseiten füllt, verneigt sich der Bischof und der Vorhang fällt.

Den Stoff zu einem fünften Trauerspiele lieferte die Eroberung von Amsterdam durch die Anhänger Florent des V., Grafen von Holland, der durch Gerhard von Valsen ermordet wurde. Der Mörder war ein Neffe Gisberts von Amstel, des Herrn der Stadt, und die Veranlassung des Meuchelmordes eine mit Gewalt befriedigte Leidenschaft des Grafen von Holland für Gerhards Gemahlin. Das schuldlose Amsterdam mußte für die That büßen. Es wurde fast wie Troja erobert, denn die Belagerer machten einen verstellten Rückzug, und hinterließen ein großes Schiff, in welchem ihre tapfersten Krieger versteckt lagen. Das Schiff wurde jauchzend in die Stadt gezogen,

und — das übrige erräth man leicht. Die Begebenheit trug sich in der Weihnachts-Nacht zu, ein Umstand, den der Dichter nach seiner Gewohnheit benutzt, um Bischöfe, Aebte, Aebtissinnen, Mönche und Nonnen mit frommer Salbung sprechen und singen zu lassen. Die Gemahlin Gisberts von Amstel erblickt man, ihr Sonntagskleid anlegend, um in die Kirche zu gehen; man hört die festlichen Kirchen-Gesänge, und der Bischof von Utrecht stimmt in schönen holländischen Versen das Lied des alten Simeon an. — Dann plündert und wüthet der Feind gleich den Griechen in Troja; Gisbert will Weib und Kinder einschiffen, um sie zu retten, allein die heldenmüthige Frau will durchaus das Schicksal ihres Gemahls theilen, welches Veranlassung zu einer sehr rührenden, pathetischen Scene giebt, die aber so lange dauert, daß Gott der Vater endlich für nöthig findet, den Engel Raphael zu schicken, der dem zärtlichen Paar befiehlt, nach Preussen zu fliehen, wo eine dauerhafte Glückseligkeit seiner harre. (Ich habe in meiner preussischen Geschichte gezeigt, daß die Sage, der Mörder des Grafen von Holland habe Preussisch Holland gegründet, mit der Chronologie nicht vereinbar ist.) Um die Vertriebenen noch kräftiger zu trösten, weissagt ihnen der Engel die künftige Größe von Amsterdam, und die

Religionsveränderung daselbst, nach dessen Befreyung vom spanischen Joche; wobey er sie jedoch ermahnet, dem Glauben ihrer Voreltern treu zu bleiben. — Dieß Trauerspiel soll noch jetzt auf der holländischen Bühne mit großem Beyfall gegeben werden.

Ein allegorisches Trauerspiel verfertigte Vondel, um die bekannte Hinrichtung des Groß-Pensionaire Olden Barnevelt durch den Prinzen Moritz von Oranien verabscheuungswürdig darzustellen. Es enthält den Tod des von Ulysses angeklagten Palamedes, und die Allegorie ist größtentheils gut durchgeführt, nur ist, um die Aehnlichkeit zu vergrößern, der noch junge Palamedes zum Greis gemacht worden, und die griechischen Priester erscheinen im holländischen Prediger-Costüme. Durch dieses Stück lud Vondel den Zorn des Prinzen von Oranien auf sich. Man wollte ihm sogar den Prozeß machen, und er hatte von Glück zu sagen, daß er mit einer Strafe von 300 Gulden davon kam.

Man glaube übrigens nichts, es sey meine Absicht gewesen, durch diesen Auszug Vondels Verdienste herab zu würdigen. Er besaß allerdings ein großes Genie und eine feurige Einbildungskraft. Die letztere allein ist es, die der

Dichter Werke im Strom der Zeiten nicht unterſinken läßt. Wenn Form und Sprache längſt veraltet ſind, wird dieſer göttliche Funken von einem verwandten Geiſte wieder hervorgezogen, um neue Formen durch ihn zu beleben.

Wer kann für sich stehen?

eine wahre Begebenheit.

Muth ist nur Bekanntschaft mit der Gefahr. So spricht Guido im Julius von Tarent, allein der Spruch ist falsch. Muth, behauptet Gall, ist eine angeborne Eigenschaft; wem am Hinterkopfe ein paar Erhöhungen der Hirnschale fehlen, der ist und bleibt ewiglich ein Poltron. Gall zeigt den Schädel des General Wurmser, an welchem diese Erhöhungen sehr fühlbar sind. Galls schöne Entdeckung würde auch für das praktische Leben von unabsehbarem Nutzen seyn, wenn sie uns verbürgte, daß der Mensch nicht bloß diese oder jene hervorstehende Eigenschaft besitze, sondern daß er auch, so oft die Gelegenheit sich darbietet, sie üben werde. Allein so ist es nicht. Das ausgebildetste Organ eines Menschen steht doch immer wieder unter tausend zufälligen Einflüssen, man kann Vormittag muthig, und Nachmittag ein Poltron

seyn; umgekehrt erheben oft ein paar Gläser Wein oder ein paar Tropfen Opium den Feigherzigen zum Helden.

Einige Tage nach der Schlacht bey Malplaquet, im Jahre 1709, wurde die Wittwe eines Edelmanns, die auf einem Landgute wohnte, Abends von der Tafel abgerufen, weil ein Fremder im Vorsaal sie zu sprechen begehre. Sie kam, erblickte einen alten Officier mit dem Ludwigskreuze, der bleich, bebend, mit rollenden Augen vor ihr stand, und indem sie endlich einen geliebten Verwandten erkannte, den sie seit vielen Jahren nicht gesehen, einen Mann, der, in einem der ersten französischen Regimenter, sich von den untersten Stufen, bis zum Obristlieutenant und Ritter durch Tapferkeit empor geschwungen hatte. Erschöpft, kaum seiner Stimme mächtig, bat er sie um eine Freystatt für diese Nacht. Erstaunen, Rührung, Neubegier wechselten in ihrer Seele; sie wollte ihn herein in den Kreis der Familie ziehen, er flehte ihn zu verschonen: sie bot ihm Erquickungen an, er schlug Alles aus, und begehrte nur ein einsames Zimmer. Morgen, sagte er, sollen Sie Alles wissen, heute bin ich unfähig Ihre Neubegier zu befriedigen.

Die Dame erfüllt sein Verlangen. Als sie am andern Morgen nach ihm fragte, erfuhr sie, daß er die ganze Nacht in seinem Zimmer auf und nieder gegangen, daß er um zwey Uhr des Morgens einen Brief geschrieben, um drey Uhr einen Bedienten geweckt, und durch ein Geschenk vermocht habe, den Brief auf die eine Meile weit entfernte Post zu tragen. Sie hatte keine Zeit über alle diese Räthsel nachzudenken, denn schon trat er selbst herein.

„Madam, sagte er, ich bin Ihnen Vertrauen schuldig. Freywillige Verzichtleistung auf Ihre Hochachtung sey meine erste Strafe. Wissen Sie also, daß ich vor der letzten Schlacht beordert wurde, mit hundert Grenadieren einen Vorposten, wenn auch nur eine Stunde lang zu vertheidigen, weil der Ausgang der Schlacht von der Behauptung dieses Postens abhängen konnte. Der General hatte das ehrenvolle Vertrauen zu mir, zu mir, einem alten, mit Wunden bedeckten Krieger, der noch nie seine Pflicht verletzt hatte. O Gott! kaum ließ der Feind sich blicken, so floh ich Elender, floh, der Himmel weiß von welcher Furie gejagt. Erst nach drey Stunden fand ich meinen Kopf wieder, meine Ehre war auf immer verlohren! — Ich eilte zu Ihnen, ich wollte Sie bitten mich zu beherbergen, bis ich

mit Sicherheit nach England entweichen, und dort, unter fremdem Namen, meine Schande verbergen könnte. Allein Gottlob! noch bin ich nicht so tief gesunken. Die Stille der Nacht hat mir die Besinnung wieder gegeben; meine Ehre ist dahin, aber nicht mein Ehrgefühl; es hat mir vorgeschrieben, was ich thun müsse, und ich habe sein Gebot befolgt. Der Brief an den Generalen ist bereits auf der Post. Er enthält das Bekenntniß meiner Feigheit, und die Bitte, mir Zeit und Ort zu bestimmen, wo ich vor einem Kriegsrechte mich stellen, und die verdiente Strafe empfangen könne. Gern will ich mit meinem Leben die verlohrne Achtung meines Feldherrn, das Mitleid meiner braven Kammeraden erkaufen."

Tief bewegt hatte die Dame ihm zugehört. Umsonst versuchte sie den alten Mann zu trösten, oder gar Hoffnung der Verzeihung in ihm zu erwecken. „Nein, rief er wild, nimmer kann ich mir selbst verzeihen! die Nachsicht des Generals würde mich nur noch unglücklicher machen!" — Eine Woche verstrich, in welcher der brave, in seinen eigenen Augen entehrte Kriegsmann sein Zimmer nicht verließ, und vor jedem Bedienten die Augen niederschlug. Endlich kam die Antwort des Marschalls Villars, geschrieben zu Ques-

noy den 26. September 1709. Sie lautete also:

„Es ist sehr traurig für die Menschheit, daß ein Mann von einem seit mehr als vierzig Jahren erprobten Muthe, plötzlich vergessen konnte, was er seiner heiligen Pflicht und sich selbst schuldig war; es ist aber nicht minder schön, daß derselbe Mann, so bald die Geistes-Verwirrung, die ihn fortriß, von ihm wich, freywillig seinen Kopf darbietet, um sein Vergehen, und das böse durch ihn gegebene Beyspiel zu büßen. Das sind meine Gesinnungen, armer, unglücklicher P**! das sind die Gesinnungen aller Braven in der Armee, und wenn gleich die Kriegs-Gesetze nicht verstatten, Sie frey zu sprechen, oder auch nur Ihren Fehltritt zu bemänteln, so beklagen wir Alle Sie doch viel zu aufrichtig, um das heldenmüthige Anerbieten anzunehmen, zu welchem die bitterste Reue Sie vermogt hat. — Also mein armer P**, empfangen Sie meine aufrichtigen Wünsche, vereinigt mit denen Ihrer alten Freunde, daß die Zeit Sie über ein Unglück trösten möge, welches wir fast eben so schmerzlich empfinden als Sie selbst.“

Fand der Unglückliche Trost in diesem menschenfreundlichen Briefe? — Nein! — Da die

Gerechtigkeit ihn nicht strafen wollte, so beschloß er nun sich selbst zu strafen, und wahrlich härter, als hätte er, vom Kriegs-Recht verdammt, mit verbundenen Augen vor seinen vormaligen Grenadieren gekniet. Er sandte sein Ludwigskreuz zurück, gieng nach Calais, wo sich stets eine starke Garnison befand, zeigte sich da täglich in der Uniform seines Regiments; aber ohne Degen, und weihte so sich selbst dem Schimpf, vor den Augen der Soldaten als ein warnendes Beyspiel herum zu wandeln. Gebückt unter der Last der Jahre und der Schande, hat man ihn noch lange diese, für einen Mann von Ehre schreckliche Buße tragen sehn.

Wohl hatte der Marschall Villars Recht; es ist traurig für die Menschheit, daß sie oft in den gefährlichsten Augenblicken auf keine erworbene Tugend mit Sicherheit zählen darf. Was war es denn, das am 9ten September den grau-gewordenen Helden plötzlich muthlos machte? — Man muß sich schämen eine Vermuthung nieder zu schreiben, die gar zu schimpflich für die Menschheit klingt, und doch ist sie die wahrscheinlichste: er hatte vielleicht am Abend zuvor, wider seine Gewohnheit zu viel gegessen.

Fieldings Portrait.

Hogarth, ein vertrauter Freund von dem Verfasser des Tom Jones, beweinte dessen Tod um so schmerzlicher, da er ihn, lebend, nie hatte bewegen können, sich von ihm mahlen zu lassen. Eines Morgens, in seiner Werkstatt arbeitend, hört er plötzlich aus dem anstoßenden Gesellschaftszimmer eine hohle Stimme, die er augenblicklich für Fieldings Stimme erkennt, und die ihm zuruft: Hogarth! mahle mich! — Der Künstler, der an Gespenster nicht glaubte, stutzt, schüttelt den Kopf, lächelt über seine lebhafte Einbildungskraft und fährt fort zu arbeiten. Aber die Stimme läßt sich zum zweytenmahle hören. Jetzt glaubt Hogarth, man wolle ihn foppen, springt auf, reißt die Thür auf und schaudert zurück, denn Fieldings Geist steht vor ihm, gelehnt an die offne Saalthür, sprechend: „Fürchte dich nicht, mahle mich schnell, ich darf nicht lan-

ge weilen.“ — Hogarth ermannt sich, betrachtet das Gespenst, wagt aber doch nicht es zu betasten. „Sey wer du willst,“ sagte er endlich, „du rufst mir die Züge meines Freundes zurück und bist mir willkommen.“

Flugs ergreift er Pinsel und Pallet, und skizzirt Fieldings Gestalt. Das Gespenst nickt ihm Beyfall zu und verschwindet. — Verschwinden nennt es meine Furcht — (so raisonnirt Hogarth mit sich selbst) — allein der seltsame Besuch kann auch eben so wohl mit einem einzigen Schritt in den dunkeln Vorsaal zurückgetreten seyn.“ — Er klingelt, seine Leute kommen; er fragt, keiner will einen Fremden gesehen haben. Er schweigt endlich ohne sich näher zu erklären, geht eine Stunde auf und nieder, sucht sich selbst die Erscheinung weg zu spotten, glaubt, es sey ihm gelungen, wirft einen Blick auf das angefangene Bild, und schaudert unwillkührlich, denn die Aehnlichkeit ist auffallend.

Die Stunde war gekommen, in der seine Werkstatt jedem Kunstliebhaber offen stand. Die Neugierigen versammeln sich zahlreich, jeder, der Fieldings Portrait gewahrt, erkennt es auf den ersten Blick. Das Geheimniß quält den Künstler, und doch fürchtet er verspottet zu werden,

wenn er es kund machte. Endlich vertraut er es seinem Freund Garrik, der ihn lächelnd anhört und gesteht, er selbst habe den Geist gespielt, weil er Hogarth so oft und rührend klagen hören, daß er Fieldings Portrait nicht besitze. Der Künstler — obgleich selbst einer der wärmsten Bewunderer des großen Schauspielers — will ihm nicht glauben, hält eine so vollkommene Täuschung für unmöglich; allein Garrik überzeugt ihn bald, indem er am andern Morgen dieselbe Scene wiederhohlt. Ein bestochener Bedienter hatte ihm unbemerkten Zutritt verschafft. Jetzt umarmte Hogarth den Geist und bath ihn, um Verschwiegenheit, vermuthlich aus Künstlereitelkeit, um das Publicum zu überreden, es verdanke das Portrait eines seit acht Jahren Verstorbenen bloß Hogarths lebhafter Einbildungskraft. — Nach des Mahlers Tode befand sich Garrik einst in Paris (1764), wo er den bekannten Schriftsteller de la Place ein Geschenk mit Fieldings Werken machte, und diesem — als er des Verfassers Portrait vor dem ersten Bande betrachtete — die Anecdote mittheilte. La Place erzählte sie weiter, niemand wollte sie glauben. Irgend ein Graf oder Marquis sagte ihm lächelnd: „ich besuche Sie morgen auf einen Augenblick, wenn ich nach Hofe fahre; Sie sollen mir das famöse Portrait doch zeigen.“ Alsobald gab la Place seinem gefälligen

Freunde Garrik Nachricht von dieser Verabredung. Der Marquis kam, trat mit der Lorgnette vor das Bild und spöttelte über die Begebenheit, die er eine sinnreiche Fabel nannte. Plötzlich ließ sich eine hohle Stimme hinter einem Bettschirme vernehmen: Hier ist Fielding selbst! — Der Marquis wendet sich, und erblickt mit Erstaunen, über den Rand des Bettschirms hervorschauend das Original des Gemähldes.

Wir besitzen in Deutschland einen Veteran der Schauspielkunst, der — mit eben dem Glück, mit welchem Garrik Fieldings Gestalt log — Friedrich den Großen darstellt; er heißt Christ.

Die Republik St. Marino.

Es mögte wohl von Staaten, wie von Weibern gelten, daß diejenigen die besten sind, von denen am wenigsten gesprochen wird. Eine Frau und ein Staat, die viele Eroberungen machen, beglücken selten, jene ihren Mann, dieser seine Bewohner; jene wie dieser haben nicht Zeit an ihre Kinder zu denken, die sind daheim dem Gesinde Preiß gegeben.

Von der kleinen, glücklichen Republik St. Marino wird so wenig geredet, daß ich sie, während meines Aufenthalts in Italien, auch nicht einmal habe nennen hören. Schade, daß ich nicht zufällig an sie erinnert wurde. Ich war in Rimini, nur wenige Meilen von ihr entfernt, und hätte den Ameisenhaufen lieber besucht, als manche brennende Revolutionssteppe. Diese ver-

lohnte Gelegenheit bedaure ich heute zwiefach, da mir die Reiſe des berühmten Addiſon in die Hände fällt, der unter andern von dieſer winzig kleinen Republik eine reitzende Beſchreibung liefert.

Etwa drey deutſche Meilen von Rimini liegt St. Marino auf einem hohen Berge, deſſen in Wolken verhüllter Gipfel einen groſſen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt iſt. Die ganze Republik beſitzt nicht einen einzigen Brunnen, ſondern behilft ſich mit Regen und Schneewaſſer in Ciſternen geſammelt. Der Wein, der am Abhange des Berges wächſt, iſt der beſte auf dieſer Seite der Apenninen. Wenn die Einwohner aus ihrer in Wolken ſchwimmenden Stadt ſich an den Fuß des Berges begeben, ſo haben ſie auch die Grenzen ihres Gebiets erreicht. In dieſem engen Kreiſe zählen ſie drey Schlöſſer, drey Klöſter und fünf Kirchen. Zu Addiſons Zeiten beſtand die Bevölkerung nur aus 5000 Seelen.

Der Sage zufolge gründete der heilige Marino, ein Dalmatier von Geburt, den kleinen Staat. Er war ein Maurer, der vor 1300 Jahren lebte, in Rimini ſein Handwerk trieb, und endlich auf dieſen damahls unbewohnten Berg ſich begab, um in der Einſamkeit den

Reſt ſeines Lebens ſtrengen Religionsübungen zu widmen. Der Ruf ſeiner Heiligkeit bewog die Beherrſcherinn des Landes, ihm den Berg zu ſchenken. Bald geſellten ſich mehrere Bekehrten zu ihm, und das iſt der Urſprung der Republik, die ſeinen Nahmen trägt, ein Urſprung, edler als der, des von Räubern gegründeten Roms. Die ſchönſte Kirche iſt dem Heiligen gewidmet, deſſen Gebeine ſie bewahrt; ſeine Bildſäule ſteht auf dem Hochaltar, in der Hand einen Berg mit drey Schlöſſern haltend, das Wappen der Republik. Seinem Schutz glauben die Bewohner die lange Dauer ihres Staates zu verdanken; ihnen iſt er, nach der heiligen Jungfrau, der erſte Heilige im Himmel, und eines ihrer Geſetze belegt denjenigen, der verkleinerlich von ihm zu ſprechen wagt, mit gleicher Strafe wie den Gotteslästerer.

Während alle Staaten von Italien wohl zwanzigmal Regierungsform und Herren gewechſelt haben, behauptete St. Marino vierzehnhundert Jahre lang ſeine Unabhängigkeit. Freylich iſt deſſen Geſchichte mager. Ein paar kleine, zu verſchiedenen Zeiten gemachte, friedliche Erwerbungen und ein Krieg, in welchem es dem Pabſte gegen einen Herrn von Rimini Hülfstruppen lieh, das ſind die ausgezeichneten Begebenheiten Alle, die ſeine Annalen ſchmücken. Im Jahr

1100 kaufte es ein benachbartes Schloß, und ein zweytes im Jahre 1170. Die Taufkontrakte werden im Archive aufbewahrt, und sind durch einen besondern Umstand merkwürdig; denn die unterzeichneten Nahmen des Verkäufers, die Bevollmächtigten der Republik, des Notarius und der Zeugen, sind in beyden dieselben, obgleich siebenzig Jahre zwischen beyden liegen. Ein Irrthum in der Jahrzahl kann nicht vermuthet werden, denn man hat nicht allein die Nahmen der damahls regierenden Päbste und Kaiser, sondern sogar ihr Regierungsjahr in der Urkunde angeführt; jener Umstand mögte also eher einen Beweis für das hohe Alter liefern, welches der Genuß dieser reinen Bergluft gewähren. — Der Krieg, dessen ich erwähnte, an dem die St. Marriner Theil nahmen, wurde 300 Jahre später zwischen Pabst Pius dem Zweyten und einem Malateſta, Herrn von Rimini, geführt. Der Pabst blieb Sieger und schenkte aus Dankbarkeit der Republik St. Marino vier kleine Schlösser. Dieser Zeitpunkt ist der glänzendste in ihrer Geschichte; ihre Herrschaft erstreckte sich damahls bis auf den halben Weg zu einem benachbarten Berge; allein in folgenden Zeiten wurde sie wieder auf ihre alten Grenzen beschränkt. Diese zu vertheidigen wird ihr leicht, denn es führt nur ein einziger schmaler Weg auf ihren schroffen Felsen

und es ist sehr streng verboten, andere Wege anzulegen. Jeder Bürger übt sich in den Waffen.

Das Regiment verwaltete ursprünglich ein groſses Rath, Arengo genannt, zu welchem jedes Haus einen Repräsentanten schickte. Allein die Menge der Stimmenden verursachte Verwirrung, weshalb man den Rath auf sechzig Mitglieder beschränkte, und nur bey außerordentlichen Gelegenheiten den Arengo zusammenberief; aber dann durfte auch keiner ausbleiben, bey Strafe ungefähr eines Pfennigs, und diese angedrohte Strafe, hieß es, soll nicht aus Gnaden vermindert werden, (sine aliqua diminutione aut gratia.) Glückliches Ländchen, wo ein Pfennig hinreicht, um verletzte Bürgerpflichten zu bestrafen! — Die laufenden Geschäfte thut der Rath der Sechziger ab, der aber nur aus vierzig Personen besteht, Adelichen und Bürgerlichen zu gleichen Theilen. Ein Alter von 25 Jahren ist erforderlich um Mitglied dieses Rathes zu werden, in welchem Stimmenmehrheit entscheidet. Er ist es, der die Beamten der Republik ernennt.

Bis hieher wird man die Aehnlichkeit zwischen ihm und dem vormaligen groſsen Rath von Venedig bemerken, allein die Gewalt des erstern

ist noch ausgebreiteter. Kein Urtheil kann vollzogen werden, wenn nicht zwey Drittheile des Rathes es bestätigt haben. — Die Mitglieder werden gewählt ohne Rücksicht auf Rang oder Geburt, nur können nicht zwey Personen aus Einer Familie im Rathe sitzen, und kein Sohn darf bey Lebzeiten seines Vaters eine solche Stelle bekleiden. Die vollziehende Gewalt ruht in den Händen zweyer sogenannten Capitains, die dem alten römischen Consuln an Macht gleichen, doch immer nach sechs Monaten gewechselt werden. Nicht selten findet man Leute, die sechs und siebenmahl Capitains gewesen sind, obgleich Niemand zweymahl hinter einander gewählt werden darf.

Die vornehmste Person nach diesen ist der Richter, der sowohl die Civil- als Criminaljustiz verwaltet; aber um alle Uebel zu vermeiden, die in einem so kleinen Staate aus vielfältiger Verwandtschaft entspringen könnten, muß der Richter ein Fremder seyn, und zwar ein Doctor der Rechte von unbescholtenem Rufe. Er bekleidet sein Amt drey Jahr, und wird, während dieser Zeit, auf Kosten der Republik unterhalten. — Die vierte Person im Staate ist der Arzt, der gleichermassen ein Fremder, wenigstens dreyßig Jahr alt, in Religion und

Sit-

Sitten unverdächtig seyn muß. Auch ihn unterhält die Republik und löst ihn nach drey Jahren durch einen andern ab; doch hält sie, den Arzt betreffend, vernünftigerweise minder streng über diesen Punct; denn sie hatte denjenigen, den Addison in St. Marino fand und sehr rühmt, schon seit vielen Jahren beybehalten. — Auch der Schulmeister ist eine angesehene Person im Staate, und verdient es zu seyn, wenn, wie Addison versichert, kaum ein Bürger gefunden wird, der nicht einigermaßen mit den Wissenschaften vertraut wäre.

Die Gesetze der Republik bewahrt ein lateinisches Buch in Folio, betitelt: Statua illustrissimae rei publicae Sciti Marini, gedruckt zu Rimini auf Befehl der Regierung. Von diesen Gesetzen, von seinen Felsen und Schneetriften geschützt, lebte das Völkchen von St. Marino glücklicher, als die Bewohner der blühenden Thäler Welschlands; freylich auch so unbekannt, daß wohl viele gebildete Deutsche sich dessen blos lächelnd aus Lessings Mina von Barnhelm erinnern, wo der Windbeutel Riccaut de la Marliniere sich rühmt, der Republik zu St. Marino gedient zu haben.

Piron und der Blinde.

Auf der in der Revolutionszeit berühmt gewordenen terrâsse des feuillans saß vormals ein blinder Bettler, der, um die Vorübergehenden zu rühren, schlechte Verse an seine Hütte genagelt hatte. Eines Tages klagte er laut, daß seine Muse ihm so wenig einträge, da rieth ihm ein schlauer Freund, sich an Piron zu wenden, der täglich hier vorbeygehe, selbst blind sey, und ihm gewiß die Bitte um einige bessere Verse nicht abschlagen werde. Der Blinde machte sich den guten Rath zu nutze, ließ sich zupfen, als Piron des Weges kam, und trug dem Verfasser der Metromanie sein Anliegen vor. Auf der Stelle dictirte ihm Piron folgende Zeilen:

Chretiens, au nom du Tout-puissant,
Faites moi l'aumone en passant.
L'Aveugle, qui Vous la demande,

Ignore, qui la lui fera,
Mais Dieu, qui voit tout le saura,
Il le priera, qu'il Vous la rende.

Die Begebenheit wurde schnell bekannt. Alles lief hin, um Pirons Verse zu lesen, und keiner las sie, ohne eine Gabe in den Hut des Blinden fallen zu lassen. — Mit Wehmuth erinnere ich mich hierbey des schönen Liedes, welches mein unglücklicher Freund Eckerdt für einen Blinden dichtete, und welches, zu der Harfe gesungen, jetzt schon seit funfzehn Jahren dem armen Blinden Brot verschafft.

Ludwig der XIV. ein Phisiognomiker.

Es ist wohl nur wenigen bekannt, daß irgendwo in einem französischen Haus-Archiv eine sehr merkwürdige Briefsammlung vorhanden ist, wenigstens vor der Revolution noch vorhanden war, die jenen berühmten Monarchen Frankreichs, der dem Jahrhunderte, in welchem er lebte, seinen Nahmen gab, als einen eifrigen Physiognomiker darstellt. Wie würde der gute Lavater sich gefreut haben, wäre dieser sonderbare Umstand ihm bekannt geworden. Der Briefwechsel ist geführt zwischen dem Könige und seinem Arzte de la Chambre. Dieser Mann, der 1594 gebohren wurde, war Mitglied der französischen Academie, ergab sich in Nebenstunden der Philosophie und den schönen Wissenschaften, starb im 75ten Jahre, und hinterließ mehrere Schriften, die nicht Alle vergessen zu werden verdienen. Hier sind die Titel von einigen derselben: Die Kennzeichen der Leidenschaften in 4

Theilen, (zu Amsterdam gedruckt) die Kunst die Menschen zu kennen. — Das System der Seele. — Die Kenntniß der Thiere, u. d. gl. mehr. Schon die Titel dieser Bücher machen es wahrscheinlich, daß er auch mit der Physiognomik sich abgegeben. Aus dem Briefwechsel erhellt, daß er nicht blos den Charakter der Menschen in ihren Gesichtszügen las, sondern auch ihre Fähigkeiten, und zu welchem Amte sie brauchbar wären, und Ludwig XIV. baute so sehr auf diese trügliche Kunst, daß er keine Wahl traf, ohne zuvor sein Orakel befragt zu haben.

Am Schlusse der genannten Sammlung von Original-Briefen, hat de la Chambre noch eigenhändig folgendes hinzugefügt: „Wenn ich früher als Sr. Majestät sterbe, so werden Sr. Majestät künftig viele schlechte Wahlen treffen.“ — Er starb in der That weit früher, und das Seltsamste ist, daß seine Prophezeihung nur allzuoft in Erfüllung ging.

Wenn jene merkwürdigen Blätter vom Sturm der Zeit nicht verweht worden sind, so wäre deren Bekanntmachung sehr zu wünschen, da sie ohne Zweifel viele unbekannte, auffallende Anekdoten enthalten.

Fragment aus einer Spanischen Chronik.

Don Pedro, Graf von Barcellona, der siebente König von Arragonien, vermählte sich mit einer schönen jungen Gräfin, liebte sie aber nicht. Eines Tages gelang es ihr, mit Hülfe eines Kämmerlings, sich unter fremdem Nahmen in das Königliche Bett zu schleichen. Die Nacht verstrich. Bey anbrechendem Tage wollte Pedro sie entfernen um seines guten Rufes willen; allein sie öffnete ihren Mund und sprach: „Mein Herr und Gemahl, ich bin nicht die ihr glaubt. Thut mir was ihr wollt, aber ich gehe nicht von hier, bis Ihr Zeugen herbey gerufen, auf daß, wenn durch Gottes Gnade mein Leib gesegnet wird, Jedermann Euch, als den rechten Vater erkennen möge.“ — Und der König zürnte nicht, sondern rief zwey Edelleute als Zeugen herbey. Zu rechter Zeit gebahr die Königin einen Sohn; da erhub sich ein Streit, welchen Nahmen man dem Kin-

de beylegen ſolle. Endlich kam man überein, zwölf Fackeln anzuzünden, jede dieſer Fackeln trug den Nahmen eines Apoſtels, und von der zuerſt verlöſchenden ſollte der kleine Prinz den Seinigen entlehnen. So wurde er Jakob getauft. Er war in der Folge ein trefflicher Fürſt, ein tapferer Feldherr, der ſiegreich die Mauren bekämpfte, von den Sarracenen die Inſel Minorca eroberte, und im 72ten Jahr ſtarb. Die Begebenheit trug ſich zu im zwölften Jahrhundert.

Die Glücks-Quelle.

Eine wahre Begebenheit.

Vor etwa hundert Jahren war ein junger Soldat mit seiner Compagnie in einer irrländischen Kirche, setzte sich nieder, zog ein Spiel Karten aus der Tasche, und legte es Blatt für Blatt sehr ernsthaft vor sich hin. Sein Corporal verwies ihm die Gottlosigkeit, und als er nicht darauf achtete, führte man ihn, nach geendigtem Gottesdienst, zum Friedens-Richter. „Wer bist du?" fragte dieser in einem strengen Tone, „und warum hast du dich unterstanden, die öffentliche Andacht zu stören?"

„Ach mein Herr!" sagte Richard mit bescheidner Dreistigkeit, „ich bin ein Unglücklicher, von armen Eltern gebohren, die, während unserer bürgerlichen Kriege im Dienst des Königs ihr Leben opferten, und mich hülflos hinterließen.

Ich schämte mich dem Kirchspiel zur Last zu fallen, da nahm ich vor drey Monaten Dienste in einem durch unser Dorf ziehenden Regimente. Das ist in zwey Worten meine Geschichte. — Was mein Betragen in der Kirche betrifft, so wird der Herr Corporal selbst bekennen, daß ich mit meinen Karten mich in den fernsten Winkel gesetzt habe.“

Gleich viel! donnerte der Richter, der eben Gesellschaft bey sich hatte und gern zur Tafel gehen wollte, „gleichviel! wer hat jemals erhört, daß man in der Kirche Karten spielt, und wenn man auch ganz allein darin wäre?“

„Ich bitte mich zu hören“ erwiederte Richard, „ich bin sehr arm und kann mir nicht einmal ein Gebethbuch kaufen. Daneben bin ich jung und zerstreut. Um nun meine frommen Gedanken, wie sichs gebührt, beysammen zu halten, bediente ich mich eines unschuldigen Mittels, nämlich dieser alten Karten. (Bey diesen Worten zog er sie aus der Tasche.) Sehen Sie das As — dabey erinnere ich mich, daß nur Ein Gott ist, Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Die zwey bedeutet die Verkündigung Mariä; die drey die heilige Dreyeinigkeit; die viere, vier Evangelisten; die fünf, die klugen und thö-

rigten Jungfrauen; die sechs, die Zahl der Schöpfungstage; die sieben, den Ruhetag; die acht und neune, die Heilung der Aussätzigen, deren nur einer dem Herrn dankte; die zehn, die zehn Gebote; der Bube — o! rief er aus, indem er ihn beyseite warf, der ist ein Schurke! in der Dame (fuhr er fort) erblicke ich die Königin von Saba, die zu Salomon kam, und in dem König den Herrn des Himmels und der Erden."

Der Richter lächelte. „Aber warum hast du den Buben geschimpft?"

„Weil ich darunter den gegenwärtigen Herrn Corporal verstehe" flüsterte der junge Mensch ihm ins Ohr, „der mich bey jeder Gelegenheit mißhandelt. Uebrigens dienen meine Karten mir nicht bloß zum Gebethbuch, sondern auch zum Calender, denn wenn ich die Augen zusammenzähle, so kommen gerade 365 heraus; folglich kann man einem armen Teufel eine solche Bibliothek wohl gönnen."

Der Richter verbiß das Lachen, legte die Sache so ernsthaft als möglich bey, beschenkte den Jüngling, um sich ein Gebethbuch und einen Kalender zu kaufen, ließ sich seinen Nahmen sa-

gen, und gieng dann zur Gesellschaft, die er mit dem Schwanke unterhielt. Zufällig befand sich unter den Gästen der berühmte Swift, der, als er den Nahmen des jungen Menschen hörte, sich alsobald erinnerte, daß er Verwandte gleiches Nahmens habe. Es wurde nachgefragt, und fand sich in der That, daß Richard sein Vetter war. Da Swift mit allen Großen und Ministern auf einem vertrauten Fuße lebte, so wurde es ihm leicht, dem frommen Kartenspieler seinen Abschied auszuwirken. Er selbst vollendete dann dessen Erziehung und verschaffte ihm eine einträgliche Stelle in Indien. Dort vermählte sich Richard mit einer reichen, liebenswürdigen Frau, kam nach funfzehn Jahren nach England zurück, verheyrathete seine Kinder in die ersten Familien, und ein noch jetzt lebender Lord verehrt in ihm seinen Ahnherrn.

Fragment aus den Memoiren der Madame de Motteville. Vermählungsgeschichte Ludwigs des XIV.

Männer und Frauen beobachten auf ganz verschiedene Weise, und weichen auch eben so sehr in der Darstellung ihrer Beobachtungen von einander ab. Unter sonst gleichen Umständen sind die Bemerkungen einer Frau stets treuer, schärfer, feiner, mannigfaltiger, als die eines Mannes. Der letztere wird schon früh vor Zerstreuung gewarnt, daher fällt es ihm schwer, im Nothfall seine Augen zu verdoppeln. Auch von Natur besitzt er diese Gabe in weit geringerem Grade als die Frau, die überdieß von Jugend auf durch tägliche Uebung sie ausbildet. Es ist bekannt, daß eine Frau in den schönen Jahren des Gefallens, ohne die mindeste Anstrengung

mehrere Männer zu gleicher Zeit, die ihr den Hof machen, zu beobachten verſteht; ihr wird nichts Bedeutendes entſchlüpfen; ſie bewacht mit Einem Auge den Mann zur Rechten, mit dem andern den zur Linken, und behält immer noch Sehkraft genug übrig, um auch gerade vor ſich hin zu ſehen, was ſie ſehen will; ja — es verdient der Triumph der Kunſt genannt zu werden — daß ſie Alles das oft ſogar mit niedergeſchlagenen Augen bewirkt. Wenn ein Mann die erſte Minute zum Sehen, die zweyte zum Fühlen, die dritte zum Nachdenken braucht, ſo thut hingegen eine Frau das Alles zu gleicher Zeit. Und nicht genug, daß keine Thorheit der zunächſt ſie Umgebenden ihren Blicken entgeht, ſie ſieht auch zugleich was die übrigen Anweſenden thun und denken; ihre allgegenwärtigen Augen ſind ſtille Zuhörer jedes Minengeſprächs, in welchem Winkel es auch geführt werde; ſie ſitzen beſtändig vor dem Klavier der Seele, und ſpielen von jeder Stirn die Noten ohne Fehlgriff gleichſam vom Blatte weg. Es iſt nicht etwa Liebe allein, welche der Frau die äußern und innern Sinne ſchärft, es iſt Weiblichkeit, nichts als angebohrne Weiblichkeit — Inſtinct. Dieſe Gabe iſt die ſtärkſte Schutz- und Trutzwaffe, welche die Natur ihrer Schwäche verliehen, die gefährlichſte für ihren gebohr-

nen Feind, den Mann, denn sie weiß ihn auswendig, ehe er sich selbst noch kennt.

Den Mann schuf die Natur zum Handeln, drum bringt er es im Beobachten selten weit; der Höfling freylich noch am weitesten, theils weil er selten handelt, theils weil er stets von Feinden umringt ist, die ihn freundlich hassen, und die er eben so freundlich wieder haßt; nichts aber schärft — (die Liebe ausgenommen) — den Beobachtungsgeist mehr als den Haß, der stets mit Furcht verknüpft ist, denn Haß ohne Furcht ist eigentlich nur Neid. Dennoch wird der männliche Höfling nie so sicher beobachten als der weibliche. Nur verliebte Frauen, selbst die klügsten, nehme ich von dieser Behauptung aus. liebende nicht. Einer verliebten Frau ist freylich nicht mehr zu trauen, sie sieht nur was sie zu sehen wünscht; die bloß liebende hingegen bewahrt sich Freyheit des Geistes genug, um ebenfalls auch den Geliebten richtig zu würdigen.

Tritt sie nun endlich in die Jahre, wo sie der Liebe seufzend Abschied giebt oder geben muß, so trägt sie ihre ganze, lange geübte Beobachtungskunst auf andere Gegenstände über: die Thörin auf Kleinigkeiten, die Kluge

auf Begebenheiten, und wenn die letztere ihre Beobachtungen aufzeichnet, so zaubert sie jeden Leser, wenn er auch Jahrhunderte nach ihr gebohren würde, in ihre Gegenwart, und macht ihn, nicht blos zum Augenzeugen, sondern auch selbst zum Beobachter, was er, im Ernst gegenwärtig, schwerlich gewesen wäre. Freylich wird sie, dem Anschein nach, mehr Kleinigkeiten erzählen, als ein Mann an ihrer Stelle gethan haben würde, aber man prüfe nur diese Kleinigkeiten, und man wird finden, daß es lauter Tropfen aus der Quelle sind, welche dem Geschichtsforscher — der die in einer Urkunde aufgestellten unmotivirten Resultate anstaunt, verborgen blieb. Immerhin halte sich der Gelehrte, dem es blos um Thatsachen und Jahrzahlen zu thun ist, an jene Urkunden, für ihn schrieb keine Frau. Wem es aber Vergnügen macht, durch den getheilten Nimbus des Hofes, die handelnden Personen in ihrer wahren, oft sehr menschlichen Gestalt zu erblicken, wem es Vergnügen, oder auch Schauder erregt, zu sehen, wie die wichtigsten Begebenheiten — nicht bisweilen, nicht oft, sondern immer — aus solchen Fäden sich hervor spinnen, die von kleinen Leidenschaften der Großen erzeugt, von unbedeutenden Neben-Personen regiert werden; der lese

die Memoiren einer klugen Frau. Eine solche war Madame de Motteville.

Ich kenne in Deutschland eine Dame, die durch Scharfsinn, Beobachtungsgeist, Wahrheitsliebe, und durch die Verbindungen, in welchen sie von Jugend auf gelebt hat, fähig wäre, vortreffliche Memoiren zu liefern, und wenn sie es nicht thut, so begeht sie einen Raub an der Nachwelt. — Bis also Frau v. S** sich entschließt, die Feder zu ergreifen, verweise ich auf die Memoiren der Madame de Motteville, als einen Beleg zu meinen obigen Behauptungen. Man muß sich nicht daran kehren, daß etwas zu viel Frömmigkeit und etwas zu viel Respekt, ihre Urtheile bisweilen irre leiten, ihre Beobachtungen hingegen bleiben immer trefflich; sie war ein Günstling der Königin Anna von Oesterreich, durch die, während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten, der Cardinal Mazarin Frankreich beherrschte; sie war Augenzeuge, und sehr oft Vertraute, von den wichtigsten Begebenheiten. Nach dem Tode ihrer Gebieterin ging sie in ein Kloster, und schrieb dort ihre Memoiren mit unverkennbarer Wahrheitsliebe. Sie sind in fünf Bänden gedruckt, die, ganz zu übersetzen, vielleicht verdienstlich wäre, doch schwerlich vom großen Publikum dafür er-

erkannt werden würde. Ich begnüge mich daher, dann und wann pikante Fragmente daraus zu liefern. Zu diesen zähle ich die Vermählungsgeschichte Ludwigs des Vierzehnten, die man nirgend so umständlich und lebhaft dargestellt findet, denn hier war das Frauenzimmer in seinem Elemente.

Der junge König flatterte von einem hübschen Mädchen zum andern, oft war es auch nicht Schönheit, die ihn fesselte. Während des Hofes Aufenthalt zu Fontainebleau im Jahr 1658 schien er sich vorzüglich mit Mademoiselle Mancini, einer Nichte des Cardinal Mazarin, zu beschäftigen, trotz ihrer Häßlichkeit, die damals auffallend war. Ein kühner, heftiger Geist beseelte dieses Mädchen; sie liebte den König wirklich, das milderte ein wenig ihre Heftigkeit, die, wenn sie auch bisweilen ausbrach, nur für einen Beweis ihrer Leidenschaft galt und dem dankbaren Geliebten nicht unwillkommen war. Indessen blieb diese Leidenschaft doch in gewissen Grenzen. Man behauptet wenigstens, viel Sittsamkeit, oder vielmehr viel Ehrgeiz, hätten ihr Vertrauen zu sich selbst eingeflößt, und wenn sie etwa an den tugendhaften Absichten des Königs zweifelte, so hätten solche Zweifel doch keine Furcht bey ihr erregt. Sie sah das

Beyspiel ihrer Schwester der Gräfinn von Soissons, die Ludwig auch geliebt hatte, und die, statt ihren guten Ruf zu verlieren, die Hand eines angesehenen Mannes dadurch erwarb. Daß ihr wenigstens gleiches wiederfahren werde, durfte sie hoffen. Geist und Liebe ersetzten den Mangel der Schönheit. Es giebt keine stärkere Fesseln für eine edle Seele, als das Bewußtseyn geliebt zu werden. Dieses Bewußtseyn knüpfte den König so fest an Mademoiselle Mancini, daß, ohne die Standhaftigkeit der Königin Mutter und die Mäßigung des Cardinals, die außerordentlichsten Folgen zu befürchten schienen.

Indessen war ganz Europa aufmerksam, und alle Prinzessinnen erwarteten mit unruhiger Neugier, welcher unter ihnen das Glück beschieden sey, zu Ludwigs Gemahlin erkohren zu werden. Die Herzogin von Savoyen warb bey dem Cardinal für ihre Tochter Margarethe, die nicht schön war, und bereits die Kränkung erleiden mußte, daß der Herzog von Bayern die jüngere schönere Schwester ihr vorzog. Ludwig hatte zwar oft erklärt, er begehre eine schöne Frau, allein es schien doch, er werde sich mit der häßlichen Margarethe begnügen müssen, denn der Minister, der ihn überhaupt nicht eher vermählen wollte, bis er dazu gezwungen würde,

ertheilte im Nothfall dieser Prinzessin den Vorzug, vielleicht weil er selbst, durch seine Nichte, die Gräfin von Soissons, mit ihr verwandt war. Er gab der Herzogin von Savoyen zwar keine entscheidende Antwort, allein er versprach ihr doch eine Zusammenkunft mit dem jungen Könige. Dessen Mutter hingegen, Anna von Oesterreich, wünschte sehnlich den Frieden mit Spanien, den eine Vermählung mit der Infantin von Spanien für immer befestigen konnte. Die Art, mit der sie davon sprach, verrieth freylich, daß sie wenig Hoffnung hatte, ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Auch schien bis jetzt dieses Ziel unerreichbar, so lang der König von Spanien keinen Sohn hatte, folglich die Infantin Erbin aller seiner Staaten war. Vor kurzem hatte die Geburt eines Prinzen diese Schwierigkeit gehoben; die Königin von Spanien erwartete abermahls ihre Niederkunft; nur das unerschütterliche Mißtrauen der Spanier stand noch im Weg.

Wenn die Infantin Ludwigs Gemahlin nicht werden konnte, so hätte seine Mutter am liebsten die Prinzessin von England, die Tochter des enthaupteten Carl I. dazu erkohren, denn dieß liebenswürdige Geschöpf schien der Königin nicht weniger als ihrer eigenen Mutter ergeben. Allein theils war Ludwig der einzige Mann

in Frankreich, der keinen Geschmack an ihr fand, theils hatte der Cardinal kein Interesse, auf diese Seite sich zu neigen. Die Königin bedauerte oft, daß die Prinzessin nicht drey Jahre älter sey, denn es gieng dem Könige wie allen Jünglingen, er liebte nur völlig erwachsene Mädchen; diese war ihm noch zu jung.

Der schlaue Minister, die Absichten der Herzogin von Savoyen begünstigend, veranstaltete eine Reise des Hofes nach Lion, unter dem Vorwand, den König von Spanien zu einer Erklärung zu nöthigen, wenn er sehen werde, daß man den jungen Monarchen von Frankreich mit Margarethen vermählen wolle; im Grunde hoffend, daß Ludwig, der vor Begierde brannte eine Frau zu haben, die erste beste von seiner Hand empfangen werde, zumal da Margarethe den Mangel der Schönheit durch Eigenschaften des Geistes und Herzens bedeckte. Genug, der Cardinal verlangte eine Königinn, die ihm allein ihre Erhebung verdankte, deshalb nahm er auch keine Rücksicht auf die Wünsche des Publikums, die sich ziemlich laut für Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, erklärten, eine schöne Prinzessin, älter als Ludwig. Auch die Königinn von Portugall hatte eine hübsche Tochter, von der sie ein schönes Portrait nach

Paris sandte, und dem französischen Gesandten Comminges, große Schätze bot, wenn er diese Vermählung zu Stande bringe; allein vergebens. Als die Reise nach Lion nahbar wurde, konnte sie ihre Kränkung nicht verbergen, sondern sagte dem Gesandten mit bittren Worten: sie wundere sich, daß sein Herr eine so schlechte Wahl treffe. — Unter allen diesen erlauchten Nebenbuhlerinnen stand zwar Mademoiselle Mancini im Hintergrunde, doch an Hoffnung war sie nicht die ärmste unter ihnen. Sie ging dem Könige nicht von der Seite, der hinwiederum sie so auffallend auszeichnete, daß seine Mutter damahls Kummer und Mißfallen oft laut gegen ihre Vertrauten äußerte. Zurückhaltender blieb sie, die Prinzessin Margarethe betreffend, von der sie mit Achtung sprach, erklärend, ihres Sohnes Glück werde auch das ihrige seyn.

Anfangs hatte sie keine Lust mit nach Lion zu reisen, besann sich aber anders, in Hoffnung, dort Gelegenheit zu finden, die Vermählung zu hintertreiben. Man wird in der Folge sehen, daß dieses Schwanken in ihrem Entschlusse eine Fügung des Schicksals war, denn, um ihr Reisegeräth in Stand zu setzen, mußte die Abreise von Paris vierzehn Tage verschoben werden, und dieser Aufschub bewirkte große Veränderungen.

Madame de Motteville bedauerte sie eines Tages, daß sie, in der rauhen Jahreszeit, eine so weite Reise wagen wolle. „Sehen Sie denn nicht," erwiederte Anna, ihr den Arm drückend, „daß ich reisen muß?" — und als die Gräfin Flex, die zurückblieb, sie bat, wenn des Königs Vermählung entschieden sey, ihr sogleich Nachricht davon zu geben, erwiederte sie kopfschüttelnd: „Sehn Sie ganz ruhig, ich hoffe keine Nachrichten für Sie zu haben." — Oeffentlich hingegen schien sie gar keinen Theil an der Sache zu nehmen.

Am 25. Oktober reiste der Hof endlich ab. Die Herzogin von Savoyen war zwar auf nicht frey von Unruhe, doch sie vertraute auf den Vortheil des Ministers, die geringe Wahrscheinlichkeit einer Verbindung mit Spanien und die Verdienste ihrer Tochter. Alle, die die Prinzessin gesehen hatten, sprachen vortheilhaft von ihr, erhoben ihre Tugend, ihren Verstand, und beschrieben sie zwar nicht schön, aber sehr liebenswürdig. Die Herzogin schmeichelte sich, da der ganze französische Hof, durch die angetretene Reise, ihr einen solchen Schritt entgegen that, man werde nun nicht mehr zurücktreten können. Die bescheidene Prinzessin dachte anders, wie man nachher erfahren. Sie fürchtete die Kränkung,

verschmäht zu werden; sie suchte sich von der Reise los zu machen, stellte sich sogar krank, doch alles vergebens. Indessen erwarb sie sich durch ihr Betragen allgemeine Hochachtung und Jedermann erklärte, wenn sie nicht Königin werde, so sey sie wenigstens würdig es zu seyn.

Der französische Hof kam am 23. November nach Lion, der savoysche am 25. So bald man die Annäherung des letztern erfuhr, eilte der Cardinal Mazarin ihm drey Meilen weit entgegen; Monsieur, des Königs Bruder, empfing die Gäste eine Meile von der Stadt, der König selbst nebst seiner Mutter, fuhren eine halbe Meile. Dann setzte sich der König zu Pferde, und ritt bis auf zehn Schritt dem ankommenden Wagen entgegen. Die Herzogin mit ihren Töchtern stieg aus. Der König bewillkommte sie mit hochklopfendem Herzen, und starren Blicken auf die ihm bestimmte Braut, sprengte dann zurück an den Wagen seiner Mutter, und rief mit großer Fröhlichkeit: „Sie ist sehr angenehm, sie gleicht ihrem Porträit vollkommen. Ein wenig braun ist sie freylich, aber sehr schön gebaut.“

Jetzt stieg auch die Königin aus, die Herzogin küßte ihr, daß Knie ein wenig beugend, ehrfurchtsvoll die Hand, die Prinzessinnen begrüßten sie knieend; Alle wurden von der Königinn dem Anschein nach zärtlich umarmt. Sämmtliche hohe Personen stiegen jetzt in Einen großen Wagen. Ludwig saß neben Margarethen, unterhielt sie sehr lebhaft und sprach, wider seine Gewohnheit viel; auch sie blieb ihm keine Antwort schuldig. Anna vertraute nachher der Frau von Motteville, sie habe das junge Paar ängstlich beobachtet, und sich der Unruhe, über diese schnelle Vertraulichkeit, nicht erwehren können, zumahl da sie, gleich den übrigen Augenzeugen, bekennen mußte, Margarethe sey schön gewachsen, reizend gebaut, habe schöne Augen und fein gezeichnete Augenbraunen. Hängende Wangen hatte sie von ihrer Mutter geerbt, ihr Mund war ein wenig groß, ihre Nase nicht schön, ihre Farbe braun, doch nicht häßlich bey Liche. Ihr Anstand war edel, fast stolz; sie schien nicht verlegen, Aller Augen auf sich geheftet zu sehn.

Mit großem Pomp hielt die glänzende Gesellschaft ihren Einzug in die Stadt, und stieg bey der Königin Mutter ab. Hier dankte die Herzogin öffentlich dem Könige und dem Cardi-

nal für die Zurückgabe der Citadelle von Turin und erhob diese Gefälligkeit mit einem solchen Schwall von Schmeichelworten, daß es der Königin mißfiel. Uebrigens schien an diesem ersten Abend sich Alles zum Vortheil der Prinzessin zu neigen.

Allein das Schicksal hatte es anders bestimmt. Die Infantin von Spanien selbst erzählte in der Folge der Frau von Motteville, daß, als ihr Vater von der Reise nach Lion gehört, er ausgerufen habe: „das kann nicht seyn, und wird nicht seyn.“ — Sie selbst gestand, sie habe diese Geschwindheit sehr ungern, ihres Vaters Worte hingegen sehr gern vernommen, und zu ihrem Troste sie oft leise wiederholt. Schnell wurde Dom Antonio Pimentel nach Frankreich abgefertigt, um Frieden und die Hand der Infantin dem Minister anzutragen. Er eilte, ohne Pässe, auf die Gefahr gefangen zu werden, nach Lion, und an demselben Tage, in derselben Stunde, wo die Herzogin von Savoyen durch das eine Thor dieser Stadt fuhr, kam er verkleidet durch das entgegengesetzte. Doch sah er den Cardinal an diesem Abend vermuthlich noch nicht, aber er vertraute sich Colbert, der ihn am andern Morgen bey dem Minister einführte. Seine Sendung hatte den erwünschten Erfolg. Die

Vortheile, die er bot, waren zu überwiegend; der Cardinal gab den Gedanken an die savoyische Prinzessin augenblicklich auf.

Noch wußte die Königin Mutter nichts; ihr Herz wurde von Kummer zernagt, denn als sie, am Abend zuvor, den jungen, feurigen Ludwig von Margarethen abwendig zu machen versuchte, erklärte sich dieser sehr bestimmt, und ließ sich sogar die Worte entschlüpfen: er sey nun endlich Herr. Seine Mutter, die selten weinte, vergoß häufige Thränen, und ließ in allen Klöstern von Lion um Erfüllung ihrer Wünsche beten. Beringhen, der erste Kammerdiener, gegen den sie ihren Schmerz laut äußerte, gieng noch spät zum Cardinal, um ihn wo möglich umzustimmen. Allein Marzarin erwiederte trocken: meine Schuld ist es nicht, wenn der König sich verliebt hat, und die ganze Sache geht mich nichts an." — Das war gewöhnlich seine Antwort, wenn er etwas abschlagen wollte, er, ohne dessen Zustimmung sonst nichts geschehen durfte.

Man denke sich nun das frohe Erstaunen der Königin, als der Cardinal am andern Morgen zu ihr ins Zimmer trat, wo sie eben kummervoll in tiefen Gedanken, den Kopf auf den Arm ge-

küßt fuß, und ihr lächelnd zurief: „eine gute Neuigkeit, Madam! ich bringe Ihnen den Frieden sammt der Infantin.“ — Wie durch einen Zauberschlag verschwand der düstre Wolkenvorhang, der die schöne, heitere Zukunft ihr verhüllt hatte.

Der junge König erfuhr an diesem Tage noch nichts, obgleich sein Betragen gegen die Prinzessin, aus ganz andern Ursachen, bereits verwandelt erschien. Mademoiselle Mancini nehmlich — die jetzt etwas weniger mager und häßlich war, auch durch die aus ihren Augen strahlende Liebe verschönert wurde — nahm sich die Freyheit eifersüchtig auf Margarethen zu werden, machte dem Geliebten bittere Vorwürfe über den Geschmack, den er an der savoyischen Fürstentochter zu finden schien, und brachte es wirklich so weit, daß der ganze Hof seine Kälte gegen die Prinzessin bemerkte. Nun glänzte Zufriedenheit in den Augen der unwürdigen, aber siegenden Nebenbuhlerin, und sie folgte dem Könige überall, wie sein Schatten. Diese Kränkung diente doch nur, um Margarethen Aller Hochachtung, selbst die der Königin Mutter zu erwerben; denn — Ludwig mochte sie bemerken oder nicht — die Enkelin Heinrichs des Vierten blieb sich immer gleich, freundlich, höflich gegen

Jedermann, ohne die mindeste Spur von Gefallsucht. Da der Cardinal der Herzogin, ihrer Mutter, wirklich schon zu viel versprochen, auch die Reise nach Lion selbst eine Art von Verbindlichkeit war, die er gleichsam im Angesicht von ganz Europa übernommen, und die Herzogin sehr dringend ihn daran erinnerte; so gab es Tage, wo Margarethens baldige Vermählung außer Zweifel schien, und wiederum andere, wo der Einfluß des spanischen Unterhändlers, von den Wünschen der Königin Mutter lebhaft unterstützt, das angeknüpfte Band zu zerreißen drohte; aber es mochte nun jenes oder dieses geschehen, auf Margarethens Gesicht war nichts davon zu lesen, und ihr edler Stolz verließ sie keinen Augenblick. Der Cardinal eröffnete endlich der Herzogin, daß man hoffe, sie werde es nicht übel deuten, wenn, um Frieden für Frankreich zu erlangen, die Infantin ihrer Tochter vorgezogen werde; er sagte ihr aber nicht, wie weit diese Unterhandlung schon gediehen sey, ließ sie vielmehr hoffen, sie habe wenig davon zu befürchten, und ertheilte ihr die bestimmte Versicherung, daß, im Fall jene Aussicht verschwinde, keine andere als Margarethe den Thron von Frankreich besteigen solle. Dasselbe wiederholte ihr die Königin und damit war die leichtgläubige Fürstin zufrieden. Der Herzog von Savoyen, ihr Sohn,

kam jetzt auch nach Lion, und erwarb sich auf einem glänzenden Balle den Beyfall der Königin-Mutter in einem hohen Grade, durch eine Galanterie im Geschmack der alten Ritterzeiten, die der Eitelkeit der alten Dame sehr behagte. Sie hatte nemlich noch sehr schöne Hände und zeigte sie gern. Als sie nun, da der Herzog gerade neben ihr stand, den Handschuh auszog, warf sich dieser mit einem Ausruf der Bewunderung auf die Kniee, ergriff die schöne Hand, und drückte sie mit verliebter Ehrfurcht an die Lippen. Er stand im Rufe eines Wollüstlings, allein die fromme Königin war so weit entfernt, sich über seine Verwegenheit zu ärgern, daß sie vielmehr der Frau von Motteville vertraute, sie habe in ihrem Leben keinen liebenswürdigern Mann gesehen. Auch Margarethe bewies auf diesem Balle, daß sie nicht bloß liebenswürdig, sondern bisweilen sogar schön seyn könne. Die vielen Lichter waren ihrer bräunlichen Gesichtsfarbe günstig, sie hatte sich sehr geschmackvoll gekleidet, und tanzte zum Entzücken.

Nach vielen gewechselten Höflichkeiten und glänzenden Lustbarkeiten trennten sich endlich beyde Höfe. Die Herzogin von Savoyen nahm ein schriftliches, vom Könige selbst unterzeichnetes Versprechen mit, Margarethen seine Hand zu

reichen, im Fall der Friede mit Spanien und die Hand der Infantin nicht zu erlangen wären. Die Königinn von ihrer Reise sehr zufrieden, äußerte gegen ihre Vertraute, daß ohne ihre Zwischenkunft, Ludwig höchst wahrscheinlich mit Margarethen sich rasch verbunden haben würde. Der König selbst schien erfreut, durch keinen übereilten Schritt sich gefesselt zu haben; der Cardinal arbeitete mit lauterem Eifer an der Aussöhnung mit Spanien, die er noch entfernt genug glaubte; und Alle waren zufrieden.

Nur Ludwigs fortwährende Anhänglichkeit für Mademoiselle Mancini machte der klugen Mutter noch manche Sorge. Sie haßte dieses Mädchen von ganzem Herzen, weil es sogar ihre Gegenwart nicht scheute, den König keinen Augenblick verließ, und die Kühnheit so weit trieb, ihm, vor der Mutter Augen, mit Vernachlässigung der geziemenden Ehrfurcht, in die Ohren zu zischeln. Vergebens ermahnte die Königin ihren Sohn ernstlich, er hörte diese Ermahnungen nicht mit der gewohnten kindlichen Gelehrigkeit; er schmollte sogar darüber. Der Wollust Funke hatte in der jungen Brust gezündet, und es war bereits vorauszusehen, daß er kein Cato werden würde.

Eine Unterredung mit dem Cardinal verwandelte den mütterlichen Haß gegen die schlaue Verführerin bald in Abscheu. Mademoiselle Mancini nemlich, trunken von ihrer täglich wachsenden Gewalt über den gekrönten Geliebten, entdeckte ihrem Oheim, daß sie Königin zu werden hoffe, wenn er durch seine Macht sie unterstützen wolle. Der ehrsüchtige Mazarin konnte dieser glänzenden Lockung nicht widerstehen, er sprach davon mit der Königin Mutter, freylich nur so, als ob er über die Träume seiner Nichte lächle, doch war leicht zu merken, daß er die Gesinnungen der Mutter schlau ergründen wollte. „Ich glaube nicht, Herr Cardinal," sprach die stolze Anna von Oesterreich, „daß mein Sohn einer solchen Niederträchtigkeit fähig ist, doch wäre es, so würde sicher ganz Frankreich sich empören; und ich selbst, sammt des Königs Bruder, mich an die Spitze der Empörten stellen." — Diese Unterredung hatte bittere Folgen für die Königinn, denn der Minister konnte jene Worte ihr nie verzeihen. Zwar verbarg er seinen Groll, allein er hegte ihn bis an seinen Tod, und die Wirkungen desselben, deren Ursache Niemand kannte, waren oft sehr fühlbar.

Pimentel kam jetzt incognito nach Paris, auch die Königin sprach ihn insgeheim. Die

Monarchin von Spanien gebahr einen zweyten Sohn, und dadurch wuchs die Hoffnung, die Infantin bald auf Frankreichs Thron zu erblicken, indessen der Cardinal noch immer der Herzogin von Savoyen mit Hoffnungen schmeichelte, die sein eigenes Interesse erzeugte. Er verhehlte seinen Freunden nicht, daß er befürchte, die Infantin — die ihre Erhebung nicht geradezu ihm zu verdanken haben werde — möchte wohl, nach dem Beyspiel ihrer Tante, die den Cardinal Richelieu gehaßt, Intriguen gegen ihn anspinnen. Darum betrieb er die Sache so laulich; darum war es ihm sehr zuwider, als der spanische Feldherr, Dom Juan von Oesterreich, incognito durch Paris reiste, und die Königin darauf bestand, ihn zu sprechen. Es geschah in einem Kloster, in Gegenwart sehr weniger Zeugen, unter welchen sich auch Frau von Motteville befand, die den berühmten Helden sehr genau beschreibt; klein von Gestalt, aber wohl gewachsen, schwarzes Haar, blaue Augen voll Feuer, schöne Hände, eine geistreiche Physiognomie. Er trug ein graues Kleid und eine Weste von schwarzem Sammt mit silbernen Knöpfen nach französischer Mode. Ob er gleich nur ein Bastard war, so befanden sich doch in seinem Gefolge die vornehmsten spanischen Edelleute. Die Königin schien hoch erfreut, einen Sprößling ihres erlauchten

Stam-

Stammes zu sehn, sie trat mit ihm in einen Winkel des Zimmers, wo beyde stehend wohl eine Stunde mit einander sprachen. Dann ging er zum Cardinal, wo er prächtig bewirthet wurde. Jedermann lief hin ihn zu sehen, auch die Damen sahen ihn speisen, und, da er keine derselben kannte, so ließ er sein Auge frey auf ihnen herumschweifen, ohne sie anzureden, oder ihnen Stühle anzubieten; doch wenn eine mit ihm sprach, antwortete er sehr verbindlich. Die Königin ließ ihn noch Einmahl durch eine Hinterpforte nach dem Louvre kommen, und führte ihn in ihr schönes Badezimmer, wo er auch den König einen Augenblick sah, und, den Soldaten vergessend, den Höfling spielte, indem er ausrief: Ludwig verdiene ein erwählter König zu seyn, wenn er nicht schon ein gebohrner wäre. Dom Juan reiste nach zwey Tagen wieder ab: die Königin war entzückt von ihm, und hatte nichts weiter an ihm auszusetzen, als daß er, sammt seinem ganzen Gefolge, beständig Fleisch aß, ohne sich an die Fastenwoche zu kehren.

Es wurde nun ein Waffenstillstand mit Spanien geschlossen. Der Cardinal und der spanische Minister Ludwig de Haro kamen auf der Grenze zusammen, um an dem erwünschten Frie-

den zu arbeiten. Doch kurz vor der Abreise des Cardinals hatte die Königin noch eine sehr ernstliche Unterredung mit ihm, wegen seiner Nichte. Sie stellte ihm vor; daß es sich nicht gezieme, um die Hand der Infantin zu werben, während Ludwig daheim in unwürdigen Fesseln schmachte, und sie bestimmte ihn endlich zu einer Handlung, die ihm große Ehre brachte. Er entfernte Mademoiselle Mancini vom Hofe, mit dem strengen Verbot, an keinem Orte zu erscheinen, wo der König sich befinden werde. Der verliebte junge Monarch wurde durch diese heftige Maaßregel so erschüttert, daß er, im Ausbruch der Leidenschaft, dem Cardinal vorschlug, dessen Nichte zu heyrathen. Welche Versuchung für den ehrsüchtigen Mazarin! aber auch welche Bedenklichkeiten! der entschiedene Widerwille der Königin Mutter; das Murren des Volks; die weit vorgerückten Unterhandlungen mit Spanien, alles das bestimmte seinen Einfluß. „Ihr Vater," sprach er, „und Ihre Mutter haben mich zu Ihrem Rathgeber bestimmt. Lange habe ich Ihnen treu gedient, sollte ich jetzt Ihre Schwachheit mißbrauchen? Lieber wollte ich meiner Nichte einen Dolch in die Brust stoßen, als zum Verräther werden."

Weinend und schluchzend willigte der König endlich in die Abreise der Geliebten. Bey der Trennung soll sie ihm gesagt haben: Sie weinen? und sind doch hier der Herr? — Allein der Ohrim zeigte, daß er der Herr sey, und schickte sie nach Brouage, dem Orte ihrer Verbannung. Ludwig zeigte sich edel, indem er — wohl wissend, wie viel seine Mutter zu dieser Verbannung beygetragen — doch nicht über sie, sondern nur mit ihr klagte. Den Abend vor der Trennung kam er zu der Königin, äußerst niedergeschlagen. Sie nahm selbst ein Licht vom Tische und zog ihn in ihr Badekabinet, wo sie sehr lange mit ihm sprach. Beyde hatten nach dieser Unterredung verweinte Augen. „Ich bedaure den König,“ sagte Anna von Oesterreich zu der Frau von Motteville, „er ist leidenschaftlich und vernünftig zu gleicher Zeit. Ich hoffe, es sey mir gelungen, ihn zu überzeugen, daß er mir einst für das Uebel, welches ich ihm jetzt zufüge, danken wird.“ — Am andern Morgen begleitete Ludwig unter Thränenströmen, Mademoiselle Mancini bis zu ihrem Wagen, und scheute sich nicht seinen heftigen Schmerz allen Umstehenden zu zeigen. Dann nahm er hastig Abschied von der Königin und eilte nach Cantilly, um sich zu zerstreuen.

24401

Einige Tage nach der Abreise des Cardinals empfing die Königin einen Brief von ihrem Sohne, bey dessen Lesung sie Thränen vergoß. „Der König ist gut," sagte sie zu ihrer Vertrauten, „ich versichere Sie, der König ist gut." Sie theilte darauf den Inhalt des Briefes mit. Ludwig bezeugte hohe Achtung für den Muth, mit dem sie seine Leidenschaft bekämpft; er brannte vor Verlangen sie wieder zu sehn; er meldete, daß der Cardinal in einem langen Schreiben ihn ermahnt habe, mit seinen königlichen Pflichten sich vertraut zu machen; und daß er entschlossen sey, diese Ermahnungen zu befolgen. Aechter Ernst war es ihm noch nicht damit, denn er unterhielt noch immer, durch einen gewissen Grafen, einen geheimen Briefwechsel mit Mademoiselle Mancini. Die Königin erfuhr es von der Schwiegermutter des Vertrauten, und theilte diese beunruhigende Nachricht sogleich dem Cardinal mit, der einen sehr starken Brief an den König schrieb, seine Nichte für eine Närrinn erklärte, und den Unterhändler vom Hofe verbannte.

In Fontainebleau kamen Mutter und Sohn wieder zusammen, und schieden zufrieden von einander. Ludwig zwar noch trauernd über seinen Verlust, doch schon in mancherley Zer-

freuung Troſt ſuchend. Eine derſelben, in der er nicht wenig Beſchäftigung fand, waren die neuen Livreen, die er zu ſeiner Vermählung machen ließ.

Einige Zeit nachher trat der Hof die Reiſe nach der ſpaniſchen Grenze an, um das große angefangene Friedenswerk zu vollenden. Auf dem Wege nach Bordeaux — in der Nähe von Brouage, wo Mademoiselle Mancini in Verbannung ſchmachtete — konnte Ludwig dem Verlangen, ſie wieder zu ſehen, nicht widerſtehen, und die Königin wagte es, ſeinem heftigen Wunſche nachzugeben. Die Zuſammenkunft geſchah zu Cognac und war ſehr rührend, hatte aber weiter keine Folgen. Der König ſetzte ſeinen Weg fort, Mademoiselle Mancini kehrte in ihre Einſamkeit zurück, und der Roman hatte ſeine Endſchaft erreicht.

Der Marſchall von Grammont war ſchon vorläufig als außerordentlicher Geſandter nach Spanien abgereiſt, um förmlich um die Hand der Infantin zu werben. In ſeinem glänzenden Gefolge befand ſich auch der Bruder der Frau von Motteville, der ſeiner Schweſter ſehr umſtändliche Nachrichten von der Aufnahme des Geſandten mittheilte. In Burgos

war ihm zu Ehren ein Stiergefecht. In Aranjuez, drey kleine Meilen von Madrid, schickte der König ihm einen Gardeofficier entgegen mit einem Geschenk von allerley Seltenheiten. Eine halbe Meile von der Residenz erwartete ihn der Postmeister mit acht schön gekleideten Postillions und einer Menge königlicher Reitpferde, deren Sättel und Zäume mit silbernen Spitzen besetzt waren. Das ganze Gefolge im größten Pomp, mit Stickereyen, Bändern und hohen Federbüschen herrlich geschmückt. So hielt der Gesandte seinen Einzug und ritt im kleinen Gallop durch die mit Menschen und Kutschen angefüllten Straßen; die zahlreichen Balcons waren voller Damen. Die Luft ertönte von des Volkes Freudengeschrey. Der Zug gelangte auf den Schloßplatz, den eine zahllose Menge prächtiger Wagen rings umgab, und alle Fenster des Pallastes wimmelten von Herren und Damen. Der Gesandte stieg ab, der Admiral von Castilien empfing ihn. Man zog durch einen mit Menschen voll gestopften Vorhof, wo die Zuschauer an den Federbüschen und Bändern der Franzosen so großes Behagen fanden, daß sogar die Damen sich nicht scheuten, sie ihnen abzureißen. Nachdem sie viele, mit Gemählden und Statüen verzierte Säle durchwandert hatten (die größtentheils sehr dunkel waren, weil

wegen Seltenheit des Glases, manche nur sehr kleine, und manche gar keine Fenster hatten), traten sie endlich in einen großen Saal, wo der König umgeben von den Großen seines Reiches, sich befand. Er war sehr einfach gekleidet, und stand unter einem mit Gold und Silber gestickten Thronhimmel. Beym Eintritte des Gesandten faßte er an den Hut, als aber der Marschall sich näherte, blieb der König unbeweglich, selbst dann, wenn Jener, bey Ueberreichung seines Creditivs den Hut von Zeit zu Zeit abnahm. Nur als der Gesandte sich wieder entfernte, berührte der König seinen Hut noch einmal.

Zur Linken des Saales hinter einer Glasthür, befand sich die Königin mit den beyden Infantinnen. Nach der Audienz bey dem Könige verfügte der Marschall sich zu ihnen. Sie hatten sich gleichfalls unter einen Thronhimmel begeben. Die Königin zählte damahls 24 Jahr, die Infantin etwa 20. Beyde hatten so entsetzlich große Reifröckt an — (die man drollig genug Infantinnen-Wächter (Guard Infante) nannte — daß sie, neben einander stehend, die ganze Breite des um einige Stufen erhabenen Platzes einnahmen, und die jüngere kleine Infantin kaum noch ein Plätzchen auf dem

Rande fand. Den Franzosen schien ihres Königs Braut weit schöner als alle ihre Portraits. Sie hatte blaue, nicht große, aber feurige Augen, aus welchen die Freude strahlte. Ihre breite Stirn war, durch die Art ihr Haar zu tragen, ein wenig zu sehr entblößt. Eine schöne Nase, rosenrothe Lippen, eine blendend weiße Farbe, zierten ihr Gesicht. Sie hatte sich geschminkt, doch weniger als die übrigen Damen. Ihr schönes blondes Haar hatte sie an diesem Tage unter falschen Haaren verborgen, die mit vielen Bändern aufgeflochten waren. Sie schien nicht groß aber von üppigem Wuchse.

Der Gesandte sprach einige Zeit zu der Königin mit bedecktem Haupte, doch nachdem er auf diese Weise die Würde seines Herrn behauptet, nahm er den Hut ab, und während er die Infantin begrüßte, blieb er stets unbedeckt. Er sagte ihr, daß der Brief der Königin von Frankreich, sein Schweigen und seine Ehrfurcht, ihr den Zweck seiner Reise deutlicher als seine Worte ankündigen würden.

Sehr auffallend war den Franzosen, daß hinter den zahlreichen Hofdamen eine Menge von Herren mit bedeckten Häuptern standen, die auch nicht einmahl beym Eintritt des Gesandten ihre

Hüte abnahmen. Man glaubte anfangs, es wären lauter Grands von Spanien; allein man erfuhr bald, daß bey solchen feyerlichen Gelegenheiten jede Dame das Recht habe, zwey ihrer Verehrer mitzunehmen, die nicht einmahl vor der Königin den Hut abziehen dürfen; und der Grund dieser seltsamen Gewohnheit — weil man voraussetzt, daß sie ganz verloren in dem Anschauen ihrer Damen sind, und nichts von alle dem gewahr werden, was um sie herum vorgeht.

Einige vom französischen Gefolge giengen nachher, um die Königin speisen zu sehen; eine schwer zu erlangende Begünstigung; auch durften sie nur von ferne an der Thür stehn. Die Königin saß ganz allein an der Tafel. Wenn sie trinken wollte, so brachte ein Page das Glas einer von ihren Damen, die es knieend überreichte. Auch der Page mußte hin knieen; und auf der andern Seite des Sessels kniete noch einer, die Serviette haltend. — Als der König in die Messe ging, herrschte nicht weniger Steifheit. Drey Frauenzimmer mit Bittschriften vertraten ihm den Weg; er nahm ihre Papiere, hörte auf ihre Klagen, blieb aber so unbeweglich als eine Statüe. Mit dem Gesandten, der ihn begleitete, sprach er kein Wort. Nach der Messe wurden die Franzosen bey dem Admiral bewirthet.

Man zählte 86 Personen; die Spanier saßen Alle an einer Seite der Tafel, die Gäste an der andern. Es wurden sieben bis achthundert Schüsseln aufgetragen. Nach dem Essen hörte man Gesang von der Harfe und Guitarre begleitet. Dann war Schauspiel, mit possenhaften Zwischenspielen, auch Balleten, in welchen die Weiber mit Castagnetten tanzten.

Einige Tage darauf überbrachte man dem Marschall Grammont die Antwortsschreiben vom Könige, der Königin und der Infantin. Ein im Ruf der Heiligkeit stehender Mönch, welcher Zutritt im Pallast hatte, erzählte dabey, er habe die Prinzessin mit „Ihro Majestät" angeredet und sie habe gelacht. Die Franzosen schmeichelten sich daher nun schon eine Königin zu besitzen. Bey der Abschieds-Audienz that der König endlich auf einmal den Mund auf, und sagte dem Gesandten, er habe sich gefreut ihn kennen zu lernen. Als die Söhne des Marschalls ihn begrüßten, sagte er: „schöne Knaben" und das war Alles.

Bey der Königin gab der Marschall sich alle Mühe, um die Infantin zum Reden zu bewegen, konnte jedoch nichts weiter aus ihr bringen, als: „Sagen Sie der Königin, meiner

Gebieterin und Tante (mi Sennora y mi Tia) daß ich stets ihren Füßen unterworfen seyn werde" — Zum Beschluß wurde noch ein Schauspiel im Pallast aufgeführt, wobey nicht mehr als sechs große Wachslichter auf ungeheuren silbernen Leuchtern brannten. Zu beyden Seiten des Saales befanden sich zwey vergitterte Logen. Eine derselben für die kleinen Prinzen, die andere für den Gesandten. Längs dieser Logen standen blos zwey lange Bänke mit persischen Teppichen bedeckt. Zehn oder zwölf Damen setzten sich auf die Teppiche, den Rücken an die Bänke lehnend. Einige Herren standen. Als der König, die Königin und die Infantin eintraten, leuchtete ihnen eine Dame mit einer Wachskerze. Der König zog den Hut vor den Damen ab, und setzte sich dann neben einen Schirm. Während des ganzen Schauspiels rührte er weder Kopf, noch Hand noch Fuß: nur die Augen verdrehte er bisweilen nach beyden Seiten. Außer einem Zwerg war Niemand bey ihm. Als das Schauspiel geendigt war, standen die Damen auf, giengen gravitätisch eine nach der andern bey dem Könige vorbey und machten tiefe Verbeugungen, welches eine halbe Viertelstunde währte. Dann faßten sie sich paarweis bey der Hand und verließen den Saal. Der König blieb während dieser Ceremonie unbedeckt. Endlich stand auch Er

auf und machte der Königin eine Reverenz, die Königin machte der Infantin eine Reverenz, dann faßten sich alle drey bey den Händen und giengen.

Der französische Hof hatte zu Bayonne verweilt und erhub sich nun nach St. Jean de Luz an die spanische Grenze. Auf einer kleinen Insel war ein sehr schönes Gebäude errichtet, ein Saal, dem zwey Gallerien zu Ausgängen dienten, die Eine derselben führte nach Frankreich, die Andere nach Spanien. Im verflossenen Jahre hatte der Cardinal und Dom Ludwig de Haro in diesem Saal den Frieden unterhandelt, jetzt sollte er, noch köstlicher geschmückt, die beyden versöhnten Monarchen aufnehmen. Der spanische Hof war zu St. Sebastian angekommen. Viele Franzosen giengen dahin, um den König speisen zu sehen, und drängten sich bisweilen so um ihn her, daß seine Tafel in Gefahr gerieth umgestossen zu werden. Ludwig ließ sich oft nach dem Befinden der Infantin erkundigen, erhielt aber stets nur sehr kurze Antworten, seiner Mutter hingegen ließ sie die zärtlichsten Dinge sagen. Der Bischof von Frejus wurde hinüber gesandt, um im Nahmen des Königs Zeuge der Vermählungs-Ceremonien zu seyn. Ludwig gab ihm auch einen Brief an die Infantin, als an seine

versprochene Braut, mit. Weil aber noch einige Grenzstreitigkeiten zu berichtigen waren, sagte ihm der König von Spanien, er mögte den Brief nur noch behalten, es sey noch Zeit. Der schlaue Bischof wollte wenigstens der Infantin seines Herrn Ungeduld zu erkennen geben, trug deswegen, bey einer Audienz, die sie ihm ertheilte, den Brief versiegelt in der Hand, und nach einigen lauten Komplimenten fügte er leise hinzu: „Aber, Madame, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen.“ — Bey dem Worte Geheimniß blickte sie um sich, um zu sehen, ob ihre Damen fern genug wären. Der Bischof fuhr fort, indem er ihr verstohlen den Brief zeigte: „da der König, mein Herr, bereits glücklicher zu seyn glaubte, als er wirklich ist, so hat er mir diesen Brief anvertraut, den Ihr Vater zu überreichen mir verboten.“ — Sie erwiederte leise: „Ohne meines Vaters Erlaubniß darf ich ihn nicht annehmen, allein er hat mir gesagt, daß Alles bald berichtigt seyn werde.“

Als hierauf der Bischof in sie drang, ihm doch ein Wörtchen für den König aufzutragen, sagte sie! „Alles was ich der Königin, meiner Tante, versichere, gilt auch für ihn.“

Indessen wurden spanischer Seits noch allerley Schikanen wegen einiger Dörfer gemacht. An beyden Höfen war man sehr verdrießlich darüber und zischelte sich bereits in die Ohren, es könne wohl noch Alles wieder abgebrochen werden. Endlich, nach vielen Bothschaften hin und her, kam die frohe Nachricht, daß Alles beygelegt sey, und der spanische Monarch am 25. Juny (1660) in Fontarabien eintreffen werde, um am 30. die Vermählung seiner Tochter zu feyern. Sie sollte dem spanischen Minister, Dom Ludwig de Haro, in Ludwigs Nahmen angetraut werden. Am bestimmten Tage fuhren eine Menge neugierige französische Damen, (unter ihnen auch Frau von Motteville) nach Fontarabien, um der Ceremonie beyzuwohnen. Sie fanden die Garden bereits in der Kirche aufgestellt, die müssig standen, weil kein Gedränge war, und die fremden Damen erstaunten nicht wenig, an einem solchen Tage die Kirche so leer zu finden. Der Platz des Königs, um die Messe zu hören, glich einem Bett mit Vorhängen, die nur vorne gegen den Altar zu aufgezogen waren, so daß man gewöhnlich ihn gar nicht sah. Ehe die Messe ihren Anfang nahm, unterhielten die spanischen Priester die französischen Damen so galant, daß die fromme Frau von Motteville sich fast darüber ärgerte, und es nur durch das heiße Clima

zu entschuldigen wußte. Nach dreyviertel Stunden ungefähr kam der König und führte die Infantin an der linken Hand. Er nahm seinen Platz ein, die Prinzessin setzte sich ihm zur linken. Die Vorhänge blieben dießmal offen, vielleicht weil Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, sich incognito unter den Fremden befand. Der König sah oft nach ihr hin. Die Grands von Spanien begaben sich auf ihre Plätze, und berührten im Vorübergehen den Vorhang ihres Monarchen. Der Bischof von Pampeluna las die Messe, aber ohne alle Pracht. Der Bischof von Frejus saß als Zeuge neben dem Hochaltar. Nach der Messe näherte sich der Bischof von Pampeluna sammt Don Ludwig de Haro der Infantin, die ein wenig vortrat. Die Vollmacht des Königs von Frankreich wurde verlesen, dann sprach der Bischof die Trauungsformel. Als die Prinzessin das feyerliche Ja aussprechen sollte, wandte sie sich zuvor an ihren Vater, dem sie eine tiefe Verbeugung machte, und dann ein leises Ja von sich gab. Das zweytemahl vernahm man es etwas deutlicher; nach völlig beendigter Ceremonie, kniete sie vor ihren Vater nieder, der sie aufhob, zärtlich in seine Arme schloß, und, aller Etikette zum trotz, väterlich weinte. Alle Zuschauer weinten mit.

Das Urtheil der scharf bemerkenden französischen Damen über ihre neue Königin, war sehr vortheilhaft. Eine blendende weiße Haut, blaue Augen voll sanften Feuers, Purpurlippen, silberblondes Haar, um einen vollen Busen wallend, das waren die Schönheiten, die man ihr zugestand; nur etwas größer, meynte man, und mit schönern Zähnen begabt, würde sie eine der schönsten Frauen in Europa gewesen seyn. Ihre Kleidung hingegen fand man abscheulich. Die spanischen Damen trugen damahls nichts festanschliessendes um den Leib; die Schultern ganz blos — (und ach, die meisten hatten schwarze magere Schultern) — ihre kleinen Ermel aufgeschnitten und ohne Geschmack, ihr Leinenzeug sparsam, ihre Spitzen häßlich; ihre hängenden Ermel abscheulich, ihre Reifröcke fürchterlich, denn es sah gerade so aus, als ob man Tonnen-Reife unter ihre Röcke genäht hätte, nur etwas mehr oval. Wenn sie giengen, oder vielmehr wackelten, so bewegte sich diese Maschine auf und nieder, wie ein Balken, auf dem die Gassenbuben schaukeln. Ihr Kopfzeug war sehr breit, mit falschen Haaren ausstaffirt, die Stirne ganz frey. Einige trugen die Haare geflochten und mit häßlichen Bändern aufgesteckt. Da diese Mode der Natur näher kam, so war sie auch weniger unangenehm. Die Infantin erschien an ihrem

rem Vermählungstage breit frisirt, ihr weißes Kleid mit Talkstein gestickt, denn Silberstickerey war in Spanien verboten) ihre Diamanten in sehr viel Gold gefaßt; ihr schönes Haar unter eine Art von Mütze gesteckt, die sie verstellte.

Nach der Trauung speiste die neue Königin ganz allein, und ließ zuvor die französischen Damen zum Handkuß. Bey der Tafel unterhielt sie sich mit Frau von Motteville, weil sie spanisch verstand, und gewährte ihr sogar die Bitte, ihr verstecktes blondes Haar zu zeigen. Der König, ihr Vater, hatte unterdessen auch ganz allein gespeist, Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, war unter den Zuschauern, und kam nachher zu der neuen Königin, hinter deren Sessel sie trat. Es entspann sich ein sehr verbindliches Gespräch, wobey Frau von Motteville die Dollmetscherin war. Da Mademoiselle stets incognito blieb, so sagte die junge Königin lächelnd nach aufgehobener Tafel: „Ich wünsche Sie incognito zu umarmen," und führte sie in ihr Zimmer. Vorher aber hatte sie zu ihrem Vater geschickt, und sich erkundigen lassen, welche Etikette sie mit der Prinzessin beobachten sollte.

Der spanische Hof war weit minder zahlreich als der französische; die Kleidung der Grands,

ohne Stickerey, minder prächtig scheinend, doch im Grunde weit kostbarer, nemlich mit Edelsteinen besetzt. Ihre engen Unterkleider waren das Extrem von denen der Franzosen, welche sie damahls entsetzlich weit trugen.

Am andern Tage war eine Zusammenkunft zwischen dem Könige von Spanien, der Neuvermählten und der Königin Mutter beschlossen; Ludwig sollte sich zu Pferde unter den Fenstern des Saales zeigen, und beyde Könige nur Einmal mit grosser Feyerlichkeit zusammenkommen, nemlich an dem Tage, wo sie den Frieden beschwören würden. Als die Königin Mutter, die leibliche Schwester des Königs von Spanien, ihren Bruder erblickte, den sie seit 45 Jahren nicht gesehen hatte, flog sie in seine Arme. Er erwiederte die Umarmung sehr gravitätisch, und bog den Kopf zurück, als sie ihn küssen wollte, welches sie verschiedenemahl vergebens versuchte. Die Infantin warf sich vor ihr auf die Kniee und wollte durchaus ihre Hand küssen, wurde aber statt dessen zärtlich von ihr umarmt. Zu Monsieur, Ludwigs Bruder, sagte der König, daß er erfreut sey Seine Hoheit kennen zu lernen. Dem Cardinal ertheilte er grosse Lobsprüche, erklärend, daß Europa ihm den Frieden verdanke. Die königlichen Geschwister liessen sich Sessel rei-

chen, die gerade auf die Grenzlinie der beyden Königreiche gesetzt wurden. Die junge Königin erhielt nur ein Polster (Carreau) und Monsieur einen gewöhnlichen Stuhl (siege pliant.) Die Königin Mutter sprach herzlich, ihr Bruder mit steifem Ernst. Als jene eine Klage über den langen nun beendigten Krieg fallen ließ, sagte er: „Ach Madame! der Teufel hatte ihn angestiftet!“ — Bald darauf ließ er sich vernehmen: „Nun werden wir bald Enkelchen haben.“ — Während sie noch dergleichen unbedeutende Worte wechselten, näherte sich der Cardinal, anzeigend, daß ein Unbekannter an der Thür stehe, welcher um Erlaubniß bitte, sie zu öffnen. Es wurde zugestanden, die Thür halb geöffnet, und so sah Ludwig seine Gemahlin zum Erstenmahle. Er ragte über die beyden Minister, Mazarin und de Haro, welche die Thür offen hielten, um einen ganzen Kopf hervor. Die junge Königin betrachtete ihn erröthend, und ihr Vater sagte: „Ein schöner Eydam.“ — Die Mutter wünschte zu wissen, wie er ihrer Schwiegertochter gefalle? aber der unerschütterliche König antwortete: „es ist noch nicht Zeit davon zu reden.“ — „Und wenn wird es denn Zeit seyn?“ fragte die Mutter ein wenig ungeduldig. „Sobald sie über die Schwelle jener Thür wird geschritten seyn“ erwiederte der ernste Monarch. — „Was dünkt

Ew. Majestät von jener Thür?" flüsterte Monsieur der Infantin zu. — „Sie gefällt mir sehr wohl" versetzte sie lächelnd.

Ludwig zog sich wieder zurück, und gieng an das Ufer, um die Infantin einschiffen zu sehn. Dort sagte er zum Prinzen Conti: anfangs habe er gestuzt über die Häßlichkeit der Kleidung und des Kopfzeuges, aber, das abgerechnet, habe er sie schön gefunden, und fühle, daß es ihm leicht seyn werde sie zu lieben. — Die Spanier drängten sich dermaßen um Ludwig, daß sie ihn wirklich trugen, und wo er sich zeigte, erschallte die Luft von Segenswünschen. Eben so ging es der jungen Königin, als sie ihr prächtiges Boot bestieg; die Hände wurden ihr fast entzwey geküßt; besonders schien ein Graf Pugno en rostro, der ihr Page gewesen, ihre Hand verschlingen zu wollen. Als sie nun endlich überschiffte, galoppirte Ludwig längs dem Ufer mit dem Hut in der Hand. Die Neuvermählte gestand nachher ihrer vertrauten Kammerfrau, daß sie ihn sehr schön gefunden habe.

Am 6. Juny kamen nun auch beyde Monarchen, im größten Pomp zusammen, und beschworen den Frieden, wobey sie vor einer Tafel knieten, und die Hand auf die Bibel legten. Dann

umarmten sie sich mit der Versicherung, daß sie auch ewige Freundschaft beschwören wollten. Jeder König hatte seine Hälfte des Insel-Saales möblirt, und den andern in Pracht zu übertreffen gesucht. An beyden Ufern paradirten die Garden, die Spanischen in gelb und rothen Uniformen, die zwar schimmerten, allein von den in blau und Gold gekleideten Franzosen verdunkelt wurden.

Am andern Morgen trennte sich der Vater von seiner Tochter, die er nun zum letztenmale sah, und hier triumphirte abermals die Natur über die Etikette, der König weinte bitterlich, die Infantin war außer sich. Dreymahl warf sie sich vor ihm auf die Knie und bat um seinen Segen, den er ihr schluchzend ertheilte. Die Grands von Spanien drängten sich um sie, Jeder wollte ihre Hand, ihren Rock noch einmahl küssen. Man hob sie in einen mit Gold- und Silber-Stickerey bedeckten Staatswagen, und brachte sie nach Jean de Luz, begleitet von Garden, Chevauxlegers, Gensdarmes, Mousquetaires und dem ganzen Hofstaat zu Pferde in der schimmerndsten Kleidung. Sie stieg bey der Königin ab, die, von diesem Tage an, sich Königin Mutter nennen ließ. Gegen Abend wurden alle Mannspersonen aus dem Hause getrieben, ausgenommen der Garde-Capitain und die Pförtner. Nun

entkleidete sich die junge Königin; Ludwig besuchte sie zum erstenmahle, und wollte ihr das Souper im Bette serviren lassen. Da sie aber wünschte mit ihm und seiner Mutter zu speisen, so führte er sie hinüber, wo sie hold erröthend in die Arme der Schwiegermutter flog, sie bald Tante bald Mutter nannte und mit gleicher Zärtlichkeit empfangen wurde. Anna von Oesterreich wollte ihren Sohn bemerken lassen, wie schön seine Gemahlinn im Nachtkleide sey, nachdem sie den abscheulichen Reifrock abgelegt; eine überflüssige Bemerkung, die er längst selbst gemacht hatte. Es war nur ein einziger Stuhl im Zimmer, den sie der Schwiegertochter reichen ließ, die ein wenig verlegen und verschämt, dem Könige neben sich Platz machen wollte, allein er war zu galant, um es anzunehmen. Während der Mahlzeit (bey welcher blos Monsieur noch gegenwärtig war, und keine andern Zeugen als Frau von Motteville und einige Kammerfrauen) war das Gespräch so traulich, als habe man sich längst gekannt, und die junge Königinn küßte ihrer Schwiegermutter sehr oft die Hände. Nach der Tafel führte Ludwig seine Gemahlin in ihr Schlafzimmer, durfte aber noch immer nicht bey ihr bleiben. Sie hatte eine üble Nacht, schlief gar nicht, und rief ihrer Kammerfrau oft seufzend zu: „Ach Molina! mein Vater!“ — Am andern

Tage gieng sie mit dem Könige in die Messe, besah alsdann die ihr bestimmten Kleider, Wäsche und Toilette, kleidete sich auch zum erstenmale nach französischer Mode, und ertrug sanftmüthig den Zwang, den es ihr verursachte. Sie bat den König um einen Courier, den sie an ihren Vater schicken wollte, gab aber zuvor den offenen Brief ihrem Gemahl zu lesen. Ludwig besuchte sie gegen Abend wieder, und es fand sich, daß er, der bis jetzt sich gestellt hatte, als verstehe er kein spanisch, diese Sprache recht geläufig redete. Die Königin gieng zeitig schlafen, um sich auf den folgenden Tag vorzubereiten.

Am 9ten Juny erschien sie mit der Krone auf dem Haupte, im königlichen, mit goldenen Lilien besäten Gewande, und dem königlichen Mantel mit einer langen Schleppe. Ludwig war schwarz gekleidet ohne Brillanten. Durch eine bedeckte Gallerie, die von der Wohnung der Königin Mutter bis zum Eingange der Kirche erbaut war, verfügte sich das Brautpaar dorthin und stand unter einem Thronhimmel von violettem Sammet mit goldnen Lilien. Teppiche, Stühle, Polster, Alles war mit goldnen Lilien besäet. Ehe der Bischof Messe las, überreichte er dem Könige den Trauring, den Ludwig, sammt dem gewöhnlichen Geschenk an Goldmünzen auf einer goldnen

Schüssel der Braut darbot. Als die Königin ihr Opfer zum Altar brachte, trugen die Prinzessinnen von Geblüt ihr Schleppe; und die vornehmsten Herren des Hofes trugen wiederum die Schleppen der Prinzessinnen. Dasselbe geschah während das Brautpaar unter das Tuch gestellt wurde. Der Cardinal empfing den Kuß des Friedens und brachte ihn der Königin Mutter, die zur Rechten unter einem Thronhimmel von schwarzem Sammet saß, und deren Gesicht durch innere Heiterkeit so verschönert wurde, daß sie im 59. Jahre sich noch mit ihrer Schwiegertochter hätte vergleichen dürfen.

Nach geendeter Ceremonie ruhte die Neuvermählte aus, und kleidete sich dann in Silberstoff, der ihrer Schönheit neuen Glanz lieh. Der ganze Hof zeigte sich dem Volke auf dem Balkon, der König selbst warf Schau-Münzen aus. Gleich nach dem Abendessen verlangte der König schlafen zu gehn. Mit Thränen in den Augen flüsterte die Neuvermählte der Schwiegermutter zu: „es ist noch zu früh.“ Als sie aber hörte, daß der König schon ausgekleidet sey, that sie ein Gleiches, schien sich selbst zu ermuthigen, und sagte: „geschwind, geschwind, der König erwartet mich.“ — Von der Schwie-

germutter eingesegnet, bestieg sie nun das Brautbett.

Die innigste Eintracht und Liebe folgten dem mütterlichen Segen. Ludwig hat seine Gemahlin, die Gräfin von Priego, ihre spanische Ehrendame zurückzusenden, weil die Sitte des französischen Hofes nicht verstatte, diesen Platz einer Fremden zu überlassen. Sie antwortete: „sie habe keinen Willen als den Seinigen; sie habe Vater und Vaterland verlassen, um sich ihm ganz zu ergeben, und sie bitte blos um die Vergünstigung, nie von seiner Seite zu weichen.“ Augenblicklich befahl Ludwig dem Reise-Marschall, ihn auf der Reise nie von der Königin zu trennen, das Haus mögte noch so klein und unbequem seyn. Seine Mutter war außer sich vor Freuden über sein Betragen, denn da sie ihn ein wenig kalt und ernst kannte, so hatte sie das Gegentheil befürchtet. Jetzt dankte er ihr sogar noch einmal förmlich, daß sie Mademoiselle Mancini ihm aus dem Herzen gerissen.

Als die Gräfin von Priego abreiste, schickte die Königin Mutter ihrem erlauchten Bruder eine prächtige, mit großen Brillanten bedeckte Tischuhr, schämte sich aber, als sie blos spanische

Handschuh zum Gegengeschenk erhielt, die nicht einmal gut waren.

Auf der Reise des Hofes bis Fontainebleau trug sich nichts Merkwürdiges zu. Die Städte Bourdeaux, Orleans, u. s. w. empfiengen ihre neue Königin, welche die schönste Morgengabe, den Frieden brachte, mit allen ersinnlichen Ehren- und Freudenbezeugungen. Einige Wochen nachher gieng der feyerliche Einzug in die Hauptstadt vor sich. Die Königin saß auf einem Triumphwagen, der an Pracht und Glanz mit dem Sonnenwagen stritt. Sie selbst war schwarz gekleidet, mit Gold und Diamanten bedeckt, ihre Schönheit beschämte Gold und Diamanten. Der König ritt auf einem muthigen Rosse, und glich einem Halbgott. Das Volk jauchzte. Die Königin Mutter stand auf einem Balkon und vergoß Freudenthränen.

Bericht der Hebamme, welche Heinrich dem Vierten sein erstes Kind brachte.

Wenn der Leser ohne Zweifel oft über jene steife Etikette gelächelt hat, die jedem wahrhaft grossen Monarchen eben so lästig als seinen Unterthanen, und nur von Solchen erfunden oder nachgeahmt worden, welchen ihr Gefühl sagte, daß sie keinen Anspruch auf freywillige Ehrfurcht machen dürften; so wird, bey der folgenden Beschreibung, die ich des Contrastes wegen hieher stelle, jenes mitleidige Lächeln sich in angenehme Rührung verwandeln. Es ist von Heinrich dem Vierten die Rede; von diesem als König und Mensch gleich liebenswürdigen Manne, der seinen Ruhm nie im Zertreten, nie sein Vergnügen in elenden Schmeicheleyen fand; der statt jener seinen Bauern ganz gleichgültigen Ehre, hundert oder tausend Quadratmeilen Landes mehr zu Frankreich zu rechnen, lieber einem Jeden ein Huhn in den Topf zu verschaffen suchte; dessen Bildsäule niedergerissen und noch

Handschuh zum Gegengeschenk erhielt, die nicht einmal gut waren.

Auf der Reise des Hofes bis Fontainebleau trug sich nichts Merkwürdiges zu. Die Städte Bourdeaux, Orleans, u. s. w. empfiengen ihre neue Königin, welche die schönste Morgengabe, den Frieden brachte, mit allen ersinnlichen Ehren- und Freudenbezeugungen. Einige Wochen nachher gieng der feyerliche Einzug in die Hauptstadt vor sich. Die Königin saß auf einem Triumphwagen, der an Pracht und Glanz mit dem Sonnenwagen stritt. Sie selbst war schwarz gekleidet, mit Gold und Diamanten bedeckt, ihre Schönheit beschämte Gold und Diamanten. Der König ritt auf einem muthigen Rosse, und glich einem Halbgott. Das Volk jauchzte. Die Königin Mutter stand auf einem Balkon und vergoß Freudenthränen.

Bericht der Hebamme, welche Heinrich dem Vierten sein erstes Kind brachte.

Wenn der Leser ohne Zweifel oft über jene steife Etikette gelächelt hat, die jedem wahrhaft grossen Monarchen eben so lästig als seinen Unterthanen, und nur von Solchen erfunden oder nachgeahmt worden, welchen ihr Gefühl sagte, daß sie keinen Anspruch auf freywillige Ehrfurcht machen dürften; so wird, bey der folgenden Beschreibung, die ich des Contrastes wegen hieher stelle, jenes mitleidige Lächeln sich in angenehme Rührung verwandeln. Es ist von Heinrich dem Vierten die Rede; von diesem als König und Mensch gleich liebenswürdigen Manne, der seinen Ruhm nie im Zertreten, nie sein Vergnügen in elenden Schmeicheleyen fand; der statt jener seinen Bauern ganz gleichgültigen Ehre, hundert oder tausend Quadratmeilen Landes mehr zu Frankreich zu rechnen, lieber einem Jeden ein Huhn in den Topf zu verschaffen suchte; dessen Bildsäule niedergerissen und noch

nicht wieder aufgerichtet; dessen entweihte Gebeine aus der Grube neben der Kirche von St. Denis, wo ein ehrlicher Greis sie verscharrte, noch nicht wieder in den prachtvoll hergestellten Tempel begraben worden. Dieser Heinrich, den noch heute die Nachwelt mit Entzücken nennt, wußte nichts von Etikette, legte nie eine kalte Rinde um sein Herz; aber freylich, er hatte auch ein Herz; es sprach aus jeder seiner Handlungen; es spricht laut aus der folgenden Erzählung einer Hebamme, die ihm sein erstes Kind brachte. Sie hieß Boursier und ließ ihren ungekünstelten Bericht zu Paris im Jahr 1625 drucken. Ein Auszug aus dieser Schrift wird bey keinem Leser von Gefühl Langeweile erregen. Die ehrliche Frau mag selber reden.

Als die Königinn mit ihrem ersten Kinde schwanger ging, wollte der König, daß die alte Madam Dupuis Geburtshelferinn bey ihr werden sollte, weil sie von einigen vornehmen Damen ihm empfohlen war, allein die Königinn mogte nichts von ihr hören. Mir war noch nicht in den Sinn gekommen, daß mir ein solches Glück beschieden sey. Die Frau Präsidentin de Thou, meine Gönnerin, fiel darauf sprechend: die erste und nothwendigste Eigenschaft einer Hebamme sey, daß sie der Wöchnerin behage. Ich wurde

vorgeschlagen, wenigstens als Gehülfin der alten schwachen Dupuis; allein der König erklärte zornig, man werde sein Mißfallen erregen, wenn man mit der Königinn davon spreche. Es wurde aber doch davon gesprochen; ich mußte erscheinen, die Königin sah mich ein Vaterunser lang starr an, sagte nicht ein Wort und ging. Am andern Tage ließ sie mir sagen: keine Andere als ich sollte sie entbinden. Indessen hörte ich vierzehn Tage lang nichts weiter, als daß der Hof alle Anstalten zu der Reise nach Fontainebleau mache, wo die Königin ihre Wochen halten sollte, und daß auch die alte Dupuis sich dazu rüste. Eines Abends hatte der König abermahls von ihr gesprochen, die Königin aber den Kopf geschüttelt und erklärt: „Ich mag die Dupuis nicht. — Er stutzte, fragte ängstlich, hörte mich nennen, ließ seine Aerzte rufen, erkundigte sich nach mir, schickte zu Madame de Thou, begehrte das Zeugniß von zwölf Damen, die sich meiner Hülfe bedient, und beruhigte sich endlich. Ich mußte zu der Königinn kommen. Sie sagte, sie habe mich gewählt, und habe sich noch nie in irgend einer selbst getroffenen Wahl geirrt. Sie befahl in meiner Gegenwart dem Haftapezierer ein Bett für mich bereit zu halten, und mir meinen Koffer zu packen, weil ich in drey oder vier Tagen sie begleiten solle. Am andern

nicht wieder aufgerichtet; dessen entweihte Gebeine aus der Grube neben der Kirche von St. Denis, wo ein ehrlicher Greis sie verscharrte, noch nicht wieder in den prachtvoll hergestellten Tempel begraben worden. Dieser Heinrich, den noch heute die Nachwelt mit Entzücken nennt, wußte nichts von Etikette, legte nie eine kalte Rinde um sein Herz; aber freylich, er hatte auch ein Herz; es sprach aus jeder seiner Handlungen; es spricht laut aus der folgenden Erzählung einer Hebamme, die ihm sein erstes Kind brachte. Sie hieß Boursier und ließ ihren ungekünstelten Bericht zu Paris im Jahr 1625 drucken. Ein Auszug aus dieser Schrift wird bey keinem Leser von Gefühl Langeweile erregen. Die ehrliche Frau mag selber reden.

Als die Königinn mit ihrem ersten Kinde schwanger ging, wollte der König, daß die alte Madam Dupuis Geburtshelferinn bey ihr werden sollte, weil sie von einigen vornehmen Damen ihm empfohlen war, allein die Königinn mogte nichts von ihr hören. Mir war noch nicht in den Sinn gekommen, daß mir ein solches Glück beschieden sey. Die Frau Präsidentin de Thou, meine Gönnerin, fiel darauf sprechend: die erste und nothwendigste Eigenschaft einer Hebamme sey, daß sie der Wöchnerin behage. Ich wurde

vorgeschlagen, wenigstens als Gehülfin der alten schwachen Dupuis; allein der König erklärte zornig, man werde sein Mißfallen erregen, wenn man mit der Königinn davon spreche. Es wurde aber doch davon gesprochen; ich mußte erscheinen, die Königin sah mich ein Vaterunser lang starr an, sagte nicht ein Wort und ging. Am andern Tage ließ sie mir sagen: keine Andere als ich sollte sie entbinden. Indessen hörte ich vierzehn Tage lang nichts weiter, als daß der Hof alle Anstalten zu der Reise nach Fontainebleau mache, wo die Königin ihre Wochen halten sollte, und daß auch die alte Dupuis sich dazu rüste. Eines Abends hatte der König abermahls von ihr gesprochen, die Königin aber den Kopf geschüttelt und erklärt: „Ich mag die Dupuis nicht. — Er stutzte, fragte ängstlich, hörte mich nennen, ließ seine Aerzte rufen, erkundigte sich nach mir, schickte zu Madame de Thou, begehrte das Zeugniß von zwölf Damen, die sich meiner Hülfe bedient, und beruhigte sich endlich. Ich mußte zu der Königinn kommen. Sie sagte, sie habe mich gewählt, und habe sich noch nie in irgend einer selbst getroffenen Wahl geirrt. Sie befahl in meiner Gegenwart dem Hoftapezierer ein Bett für mich bereit zu halten, und mir meinen Koffer zu packen, weil ich in drey oder vier Tagen sie begleiten solle. Am andern

nicht wieder aufgerichtet; dessen entweihte Gebeine aus der Grube neben der Kirche von St. Denis, wo ein ehrlicher Greis sie verscharrte, noch nicht wieder in den prachtvoll hergestellten Tempel begraben worden. Dieser Heinrich, den noch heute die Nachwelt mit Entzücken nennt, wußte nichts von Etikette, legte nie eine kalte Rinde um sein Herz; aber freylich, er hatte auch ein Herz; es sprach aus jeder seiner Handlungen; es spricht laut aus der folgenden Erzählung einer Hebamme, die ihm sein erstes Kind brachte. Sie hieß Boursier und ließ ihren ungekünstelten Bericht zu Paris im Jahr 1625 drucken. Ein Auszug aus dieser Schrift wird bey keinem Leser von Gefühl Langeweile erregen. Die ehrliche Frau mag selber reden.

Als die Königinn mit ihrem ersten Kinde schwanger ging, wollte der König, daß die alte Madam Dupuis Geburtshelferinn bey ihr werden sollte, weil sie von einigen vornehmen Damen ihm empfohlen war, allein die Königinn mogte nichts von ihr hören. Mir war noch nicht in den Sinn gekommen, daß mir ein solches Glück beschieden sey. Die Frau Präsidentin de Thou, meine Gönnerin, fiel darauf sprechend: die erste und nothwendigste Eigenschaft einer Hebamme sey, daß sie der Wöchnerin behage. Ich wurde

vorgeschlagen, wenigstens als Gehülfin der alten schwachen Dupuis; allein der König erklärte zornig, man werde sein Mißfallen erregen, wenn man mit der Königinn davon spreche. Es wurde aber doch davon gesprochen; ich mußte erscheinen, die Königin sah mich ein Vaterunser lang starr an, sagte nicht ein Wort und ging. Am andern Tage ließ sie mir sagen: keine Andere als ich sollte sie entbinden. Indessen hörte ich vierzehn Tage lang nichts weiter, als daß der Hof alle Anstalten zu der Reise nach Fontainebleau mache, wo die Königin ihre Wochen halten sollte, und daß auch die alte Dupuis sich dazu rüste. Eines Abends hatte der König abermahls von ihr gesprochen, die Königin aber den Kopf geschüttelt und erklärt: „Ich mag die Dupuis nicht. — Er stutzte, fragte ängstlich, hörte mich nennen, ließ seine Aerzte rufen, erkundigte sich nach mir, schickte zu Madame de Thou, begehrte das Zeugniß von zwölf Damen, die sich meiner Hülfe bedient, und beruhigte sich endlich. Ich mußte zu der Königinn kommen. Sie sagte, sie habe mich gewählt, und habe sich noch nie in irgend einer selbst getroffenen Wahl geirrt. Sie befahl in meiner Gegenwart dem Hoftapezierer ein Bett für mich bereit zu halten, und mir meinen Koffer zu packen, weil ich in drey oder vier Tagen sie begleiten solle. Am andern

nicht wieder aufgerichtet; dessen entweihte Gebeine aus der Grube neben der Kirche von St. Denis, wo ein ehrlicher Greis sie verscharrte, noch nicht wieder in den prachtvoll hergestellten Tempel begraben worden. Dieser Heinrich, den noch heute die Nachwelt mit Entzücken nennt, wußte nichts von Etikette, legte nie eine kalte Rinde um sein Herz; aber freylich, er hatte auch ein Herz; es sprach aus jeder seiner Handlungen; es spricht laut aus der folgenden Erzählung einer Hebamme, die ihm sein erstes Kind brachte. Sie hieß Boursier und ließ ihren ungekünstelten Bericht zu Paris im Jahr 1625 drucken. Ein Auszug aus dieser Schrift wird bey keinem Leser von Gefühl Langeweile erregen. Die ehrliche Frau mag selber reden.

Als die Königinn mit ihrem ersten Kinde schwanger ging, wollte der König, daß die alte Madam Dupuis Geburtshelferinn bey ihr werden sollte, weil sie von einigen vornehmen Damen ihm empfohlen war, allein die Königinn mogte nichts von ihr hören. Mir war noch nicht in den Sinn gekommen, daß mir ein solches Glück beschieden sey. Die Frau Präsidentin de Thou, meine Gönnerin, fiel darauf sprechend: die erste und nothwendigste Eigenschaft einer Hebamme sey, daß sie der Wöchnerin behage. Ich wurde

vorgeschlagen, wenigstens als Gehülfin der alten schwachen Dupuis; allein der König erklärte zornig, man werde sein Mißfallen erregen, wenn man mit der Königinn davon spreche. Es wurde aber doch davon gesprochen; ich mußte erscheinen, die Königin sah mich ein Vaterunser lang starr an, sagte nicht ein Wort und ging. Am andern Tage ließ sie mir sagen: keine Andere als ich sollte sie entbinden. Indessen hörte ich vierzehn Tage lang nichts weiter, als daß der Hof alle Anstalten zu der Reise nach Fontainebleau mache, wo die Königin ihre Wochen halten sollte, und daß auch die alte Dupuis sich dazu rüste. Eines Abends hatte der König abermahls von ihr gesprochen, die Königin aber den Kopf geschüttelt und erklärt: „Ich mag die Dupuis nicht. — Er stutzte, fragte ängstlich, hörte mich nennen, ließ seine Aerzte rufen, erkundigte sich nach mir, schickte zu Madame de Thou, begehrte das Zeugniß von zwölf Damen, die sich meiner Hülfe bedient, und beruhigte sich endlich. Ich mußte zu der Königinn kommen. Sie sagte, sie habe mich gewählt, und habe sich noch nie in irgend einer selbst getroffenen Wahl geirrt. Sie befahl in meiner Gegenwart dem Hoftapezierer ein Bett für mich bereit zu halten, und mir meinen Koffer zu packen, weil ich in drey oder vier Tagen sie begleiten solle. Am andern

Morgen mußte ich sie im Bette besuchen, um ihr zu sagen, ob sie einen Sohn oder eine Tochter gebähren würde! Ich prophezeyte ihr einen Sohn. — Auf der Fahrt nach Fontainebleau saß ich bey ihr im Wagen, nebst einigen Damen, und Meister Wilhelm, des Königs Narr, saß mit auf dem Bocke.

Die Reise wurde in zwey Tagen zurückgelegt. Das Nachtlager war zu Corbeil in einem Wirthshause, wo sich nur eine einzige kleine, niedrige, mit Rauch angefüllte Kammer für die Königin befand. Ich und die Kammerfrauen schliefen in einem Winkel, der nur durch eine dünne Leinwand von dem Bette der Königin getrennt war. Zu Mittag wurde zu Melun gespeist, bey Herrn de la Grange-le Roi, wo sich gar keine Möbeln befanden, und wo man sich, statt des Feuerbockes, blos einiger Steine bedienen mußte. Es war gegen Ende des August-Monats und nicht warm. Glücklicher weise hatte man drey Reisbündel und drey Stücken Holz angezündet. Die Königin stand mit dem Rücken gegen das Feuer, die Reisbündel, welche sehr dick waren, rollten herunter, ihr auf die Hacken, und würden sie sicher umgeworfen haben, wenn ich nicht dazwischen gesprungen wäre. Das war der erste Dienst, den

ich so glücklich war ihr und dem künftigen Könige zu leisten.

In Fontainebleau folgte ich der Königin in ihr Zimmer, welches ich von nun an nur verließ, um zu essen oder zu schlafen. Mademoiselle de la Renouilliere sagte mir in ihren Nahmen: wenn die Entbindung heranrücke, sollte ich mich durch nichts irre machen lassen, da es vielleicht geschehen könnte, daß die Gönner der alten Dupuis mir allerley in den Weg legen würden, um mich zu verwirren. Sie aber werde nie an meiner Geschicklichkeit zweifeln; ich solle nur mit ihr umgehen, wie mit der ärmsten Frau im Königreiche, und mit ihrem Kinde wie mit dem des ärmsten Mannes. — Oft wiederholte sie die Frage: ob sie einen Sohn oder eine Tochter haben werde? — und da ihre Farbe so schön, ihr Auge so klar war — so versprach ich ihr jedesmahl einen Sohn. — Der König war verreist und blieb ungefähr vier Wochen aus. Während dieser Zeit that Madame (des Königs Schwester) Alles mögliche, um der Königin die Zeit zu vertreiben. Es wurden Ballette getanzt; man fuhr auf die Jagd; die Königin ließ sich als Zuschauerin in einer Sänfte hintragen; ich mußte mit Madame fahren, um im Nothfall gleich bey der Hand zu seyn.

Acht Tage vor der Niederkunft kam der König von Calais, Alles freute sich, nur ich war furchtsam, denn er hatte mich noch nicht gesehn. „Ma mie", sagte er zu seiner Gemahlin, als er mich erblickte, „ist das deine Hebamme?" — Ja. — „Nun, sie sieht aus, als ob sie dich gut bedienen würde." — O gewiß, ich betrüge mich nie in meiner Wahl. — Mabonne" sprach er denn zu mir, „thu dein Bestes; du hast etwas Wichtiges unternommen." — Sire, ich hoffe mit Gottes Gnade. — Der König näherte sich mir und sagte mir allerley Neckereyen. Das kam daher, weil er bey der Niederkunft der Frau Herzogin von Beaufort gegenwärtig gewesen und damahls die alte Dupuis sehr frey mit ihm gesprochen hatte, so meynte er, alle Hebammen müßten es eben so machen. Er berührte meine Hand und sagte: „Nun? du antwortest mir nichts?" — Ich war in grausamer Verlegenheit. Zum Glücke trat eben der Herzog von Elboeuf ein, und rief, als er mich gewahr wurde, er freue sich mich da zu finden. — „Wie Cousin?" sagte der König, „Ihr kennt die Hebamme meiner Frau?"

„Ja wohl, Sire, die meinige ist von ihr sehr glücklich entbunden worden."

Da

Da lief der König zu der Königin: „Ma Mie! Ma Mie! da iſt mein Couſin Elboeuf, „der kennt deine Hebamme und lobt ſie. Das iſt mir lieb, das giebt mir gute Hoffnung.“

Am andern Tage ſagte mir die Königin, daß, ſo bald ſie würde niedergekommen ſeyn, ſie wohl an meiner Miene ſehen werde, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen ſey. Ich bat Ihro Majeſtät das ja nicht zu erwarten, weil es gefährlich ſey, in ſolchen Augenblicken Freude oder Mißvergnügen zu zeigen. Ich verſicherte, daß ich in jedem Falle eine ernſte, traurige Miene machen würde. Der König trat eben ein, und wollte wiſſen, wovon wir geſprochen? Als er es vernommen, ſagte er lachend: „Ja ja, ſagen wird ſie es nicht, wenn es ein Junge iſt, aber ſie wird es aus allen Kräften ausſchreyen, denn es giebt kein Weib auf der Welt, das in einem ſolchen Falle ſchweigen könnte.“ — Ich bat Sr. Majeſtät, zu glauben, daß ich dennoch dieſe Gewalt über mich haben würde, da die Geſundheit der Königin und zugleich die Ehre meines Geſchlechts dabey auf dem Spiele ſtehe. — Mademoiselle de la Renouilliere zog mich bey Seite, und erſuchte mich, ihr bey der Niederkunft ein unmerkliches Zeichen zu geben, um wenn das Kind ein Knabe wäre, die erſte zu ſeyn, die es dem

Könige ankündigte. Ich verabredete mit ihr, daß ich, bey einem Sohne, den Kopf nieder bücken, und bey einer Tochter ihn zurück werfen wolle. Gleich darauf kam Gratiene, die zweyte Kammerfrau, und verlangte die nehmliche Gefälligkeit von mir. Ich wurde verlegen. Sie merkte die Ursache, denn sie hatte mich mit Mademoiselle de la Renouilliere heimlich sprechen sehn. „Schon gut," sagte sie, „ich will Euch keinen Handel mit meiner älteren Kameradin zuziehn; ich begehre nur, daß, bey der Geburt eines Knaben, ihr mir laut zuruft: „Meine Tochter! wärmt mir geschwind einen Laken." Das versprach ich.

Am 27. September um Mitternacht schickte der König nach mir, weil die Königin sich übel befinde. Ich glaubte anfangs, man wolle mich nur necken, wie schon öfter geschehn war, aber der Kammerdiener, Pierrot, drang so hastig in mich zu eilen, daß ich kaum Zeit hatte mich einzuschnüren. Als ich zu der Königin kam, rief der König mir entgegen: „Geschwind! geschwind! meine Frau ist krank, sie leidet große Schmerzen, sieh, ob sie niederkommen wird?" — Ich fand sogleich, daß ihr Stündlein gekommen sey. Da sprach der König; „Ma Mie, ich habe dir schon oft gesagt, daß die Prinzen von Geblüt bey deiner Niederkunft gegenwärtig seyn müssen; also

bitte ich dich, entschließe dich dazu, deine und deines Kindes künftige Größe hängen davon ab."

Die Königin antwortete: sie werde Alles thun, was ihm angenehm sey.

„Ich weiß wohl," erwiederte der König, „daß du Alles willst, was ich will, aber ich kenne dich, du bist blöde und schamhaft, und ich fürchte, wenn du dich nicht darüber hinaussetzen kannst, daß deine Niederkunft dadurch erschwert werden wird. Also bitte ich dich nochmahls, sey ruhig; es ist nun Einmahl die vorgeschriebene Form."

Die Königin hatte heftige Wehen. Bey jeder hielt sie der König, und fragte mich, ob es nun Zeit sey die Prinzen kommen zu lassen? — Ich antwortete, ich würde ihm schon sagen, wenn es Zeit wäre. Aber nach Ein Uhr wurde er ungeduldig und schickte nach den Prinzen Conti, Soissons und Montpensier. Während er sie erwartete, sagte er lustig: „wer noch niemahls drey Prinzen vom Geblüt in der größten Verlegenheit gesehen hat, der komme nur her, ich will sie ihm zeigen. Der Montpensier, fürchte ich, wird in Ohnmacht fallen, denn er kann Niemand leiden sehen." — Sie kamen alle drey gegen zwey Uhr. Als aber der König hörte, daß der Augenblick

noch nicht so nahe sey, schickte er sie wieder fort, mit der Bitte: sich auf die erste Aufforderung fertig zu halten. Auch die Leibärzte wurden gerufen, und blieben im Nebenzimmer.

Indessen war der große ovale Saal, neben des Königs Zimmern, zurecht gemacht worden. Es stand da ein großes Bett von rothem Sammet, daneben das Geburtsbett; (lit de travail) zwey Vorhänge, ein großer und ein kleiner, die an der Decke aufgerollt waren, wurden herunter gelassen, der große wie ein Zelt mit dicken Seilen an vier Winkeln befestigt. Er war von feiner holländischer Leinwand, hatte wohl zwanzig Ellen im Umfang, und in dessen Mitte befand sich der kleinere, unter welchen man das Geburtsbett setzte, und die Königin hinein legte. Ein Sessel, Stühle und Tabourets wurden gebracht für den König, Madame und Madame de Nemours, auch der Geburtsstuhl mit rothem Sammet beschlagen. Gegen vier Uhr des Morgens mischte sich eine heftige Kolik in die Wehen und verhinderte die Niederkunft. Die Aerzte wurden gerufen. Sie fragten mich, was ich thun würde, wenn ich allein da wäre? Ich nannte ihnen die Mittel, die ich für heilsam hielt, und sie verordneten solche alsobald. Die Reliquien der heiligen Margaretha

lagen auf einem Tische, und zwey Geistliche beteten unaufhörlich dabey.

Die Wehen dauerten zwey und zwanzig und eine Viertelstunde. Die Königin bewies, zum Erstaunen aller Zuschauer, eine außerordentliche Standhaftigkeit. Der König wich keinen Augenblick von ihr, und wenn er bisweilen dazu gezwungen war, so schickte er in jeder Minute, um nachzufragen. Ich bemerkte, daß sie sich des Schreyens enthielt, und bat sie, es nicht zu thun, damit ihr die Brust nicht schwelle. Sogleich rief der König: „Schrey! schrey! Ma Mie! sonst schwillt dir die Brust.“ — Die Königin wünschte auf dem Stuhle niederzukommen; die Prinzen saßen ihr gegenüber unter dem großen Zelte, ich vor ihr auf einer Bank. Endlich empfing ich den Dauphin und verbarg ihn sogleich in Windeln und Laken, so daß außer mir Niemand wußte von welchem Geschlechte das Kind sey. Da es sehr schwach war, weil es lange gelitten hatte, so foderte ich von einem Kammerdiener Wein, man brachte mir eine Flasche und einen Löffel. Der König näherte sich mir. „Sire,“ sagte ich zu ihm, „wenn es ein anderes Kind wäre, so würde ich Wein in meinen Mund nehmen und ihm einsprützen, weil es schwach ist.“

Da nahm der König die Flasche, setzte sie mir selbst an den Mund und rief: „Thu das ma bonne, thu wie mit jedem andern Kinde.“ Da nahm ich einen Mund voll Wein, flößte es dem Kinde ein, und es kam augenblicklich zu sich.

Jetzt that es mir weh zu sehn, daß der König traurig von mir gieng und sich vor den Kamin stellte. Ich suchte mit den Augen die La Renouilliere, um ihr das verabredete Zeichen zu geben, aber sie wärmte eben das große Bett. Da erblickte ich die laurende Gratienne und schrie ihr zu: „Meine Tochter, wärmt mir geschwind ein Laken.“ — Alsobald lief sie zum Könige und wünschte ihm Glück. „Er aber fuhr sie an: Wenn es ein Junge wäre, so würde ich es längst der Boursier am Gesicht angesehen haben.“ — Es ist aber doch ein Sohn, behauptete Gratienne. Jetzt kam auch die La Renouilliere herzu, ich gab ihr das Zeichen, sie nahm schnell ihre Kappe ab, machte dem Könige einen tiefen Reverenz, und versicherte Se. Majestät, sie habe das verabredete Zeichen von mir erhalten, es sey gewiß und wahrhaftig ein Sohn.

Da färbten sich des Königs blasse Wangen wieder. Er kam zu mir und flüsterte mir ins Ohr: „ist es wahr, Hebamme? ist es ein Sohn?“

— Auf meine bejahende Antwort sagte er: „Nimm dich in acht, gieb mir nicht kurze Freude, daß wäre mein Tod.“ — Ich deckte den kleinen Prinzen ein wenig auf, doch so, daß die Königin es nicht gewahr wurde. Da hob der gute Vater die Hände zum Himmel auf, und Thränen liefen ihm über die Backen so groß wie Erbsen. Dann fragte er mich: ob ich seiner Frau schon etwas davon gesagt hätte? — Ich versicherte nein; bat ihn aber es schonend vorzubringen. Er lief zur Königin, küßte sie und sagte: „Ma mie, du hast viel Schmerz ausgestanden, allein der gnädige Got hat unsere Wünsche erhört, wir haben einen schönen Jungen.“ — Die Königin faltete ihre Hände, hob die Augen gen Himmel, weinte und wurde ohnmächtig. Der König bemerkte es aber gar nicht, denn schon lief er von Einem zum Andern, umarmte die Prinzen nach der Reihe, riß alle Thüren auf und ließ herein kommen, wer da wollte, wohl zweyhundert Menschen, so daß man sich gar nicht rühren konnte, um nur einmal die Königinn in ihr Bett zu tragen. Als der König gewahr wurde, daß ich sehr verdrüßlich darüber war, klopfte er mich auf die Schulter und sagte: Sey still, sey still, Hebamme, werde nicht bös; dies Kind gehört Allen, Alle sollen sich mit mir freuen.“ — Alles, was zum Hofe gehörte, führte er selbst zu dem Neugebohrnen,

dann trieb er sie weg, um Andern Platz zu machen, und Alle küßten sich untereinander nach Herzenslust, ja die Freude war so groß, daß ich selbst Damen von hohem Range gesehen habe, die ihre Bedienten umarmten.

Sobald der Dauphin gewaschen, gewickelt war, und die Königin ihn zärtlich an ihre Brust gedrückt hatte, wurde er auf das ihm bestimmte Zimmer gebracht, welches von nun an keinen Augenblick leer wurde, denn kaum hatte der König einen Haufen Menschen herein geführt, so brachte er schon wieder einen andern. Sein Bette ließ er noch am selbigen Abend neben dem der Königin aufschlagen, und ob sie gleich für seine Gesundheit fürchtete, so wollte er sie doch durchaus nicht mehr verlassen.

Einige Tage nachher ging ich den Dauphin zu besuchen. Ich fand das Zimmer voll Prinzen und Prinzessinnen und wollte zurück treten; allein der König rief: „Nur herein! Nur herein, Hebamme! vor dir sind die Thüren hier nicht verschlossen. Ventre saint gris," fuhr er fort, indem er sich zu den übrigen wandte, „ich habe in meinem Leben manchen braven Kerl gesehn, im Kriege und anderswo, aber nie solch ein entschlossenes Weib, als dieses. Hat sie nicht meinen

Sohn mit einer so kalten Miene auf ihrem Schoos se gehalten, als wäre es ein anderes Kind. Freylich hatte sie es versprochen, aber es war doch ein Dauphin, und seit achtzig Jahren war kein Dauphin in Frankreich gebohren worden. Nun du sollst auch künftig nicht anders heißen, als meine Entschlossene (ma resolue)." —

Das Tulpenfest.

Da jetzt die Deutschen sehr oft illuminiren, und eine Menge Illuminationsideen dadurch abgenutzt worden sind, so will ich hier nur mit ein paar Worten an das türkische Tulpenfest erinnern, dessen Nachahmung etwas Mannigfaltigkeit in die Beweise unsers Entzückens bringen könnte. Jenes Tulpenfest besteht darinn, daß man die Gärten des Sultans mit vielen tausendfarbigen Lampen erleuchtet, und zwischen den Tulpenbeeten eine Menge Wachskerzen auf blechernen, unten mit einer Spitze versehenen Leuchtern in die Erde steckt. Ueber den Tulpen werden Canarienvögel aufgehangen, die bey Licht singen und die Tulpen selbst scheinen den Irrthum dieser kleinen Sänger zu theilen, indem sie ihre Kelche öffnen, wie am Mittage. —

Die Türken verherrlichen ihre Illumination auch noch auf eine ganz besondere Weise. Sie lassen nemlich einige hundert Schildkröten vergulden, befestigen einer jeden ein Wachslicht auf dem Rücken, und vertheilen sie alsdann in die Alleen, wo sie nach Belieben herum kriechen.

Das brave Weib.

Wir haben ein schönes Lied vom braven Manne, aber noch keines vom braven Weibe. Woher kommt das? liefern die Weiber etwa keinen Stoff zu solch' einem Liede? — O gewiß täglich, und eben deswegen besingt man sie nicht. Die braven Weiber sind immer brav, die braven Männer nur in einzelnen Stunden. Es geht den Weibern, wie den Sternen, die in jeder unbewölkten Nacht sanft herableuchten, und von tausenden gar nicht mehr bemerkt werden; die Männer hingegen gleichen den Feuerkugeln, die schnell am Horizont sich hin wälzen und plazen und knallen, flugs schreyen alle Zeitungen. In der That, wenn wir einen moralischen Kraftmesser besäßen, der uns andeutete, wie viel Kraft zum Beyspiel dazu gehörte, um die That des braven Mannes zu verrichten, den Bürger besang; und wie viel Kraft eine edle Frau bedarf, um in einer langen unglücklichen Ehe alle ihre Leiden sanftmüthig zu ertragen,

alle ihre Pflichten heldenmüthig zu erfüllen; fürwahr einem solchen braven Weibe würde der brave Mann weit nachstehen müssen. Dieser bedurfte nur eines einzigen fieberhaften Augenblickes, der, nicht ungenutzt verflossen, seinen Ruhm auf immer gegründet, mögte er auch weder vor, noch nachher etwas Ruhmwürdiges geleistet haben; Jene hingegen bedarf eines ganzen langen Lebens, wo sie an jedem Tage, in jeder Stunde, sich immer gleich bleiben, und alle ihre Seelenkräfte in beständiger Spannung erhalten muß. Der Mann kämpft gleichsam nur in einer Schlacht, die Frau hingegen hat eine Festung zu vertheidigen, und daß zu dem letztern mehr Muth gehört, als zu dem erstern, das haben neuere Beyspiele zur Genüge erwiesen.

Alexander Blackwell, ein Schottländer, war ein offener Kopf, lernte von Allem etwas, und von manchem viel. Vermuthlich besaß er auch Galls Organ der Zugvögel, denn er blieb nicht gern lange auf einer Stelle. Zuerst wurde er Corrector bey einem Buchdrucker in London, der seinen Fleiß sehr rühmte. Verschiedene Gelehrte waren seine warmen Freunde und Gönner. Die Liebe führte ihm ein wackeres Mädchen zu, eines Kaufmanns Tochter, die, nebst dem reichen Schatze ihres Herzens, ihm

auch einen ansehnlichen Brautschatz brachte. Da verließ er seinen Dienst, und bald auch sein edles Weib, um die Welt zu durchstreichen. Drey Jahre brachte er in Frankreich, Holland und Deutschland zu, ohne andern Gewinn, als daß er die Sprachen dieser Länder lernte. Des Herumschweifens müde, kehrte er endlich zurück und wurde von seiner Frau mit offenen Armen empfangen.

Sein erheyrathetes Vermögen war nun schon ziemlich erschöpft, er mußte irgend ein Gewerbe ergreifen, und wählte die Buchdruckerkunst. Allein die Buchdrucker wollten ihn nicht für ihren rechtmäßigen Mitbruder erkennen, weil er keine Lehrjahre ausgestanden, und weil ein Parlamentsacte verordnete, daß nur sieben Lehrjahre zu Betreibung eines Gewerbes berechtigen. In dem Prozeß, der ihm deßhalb von den Buchdruckern gemacht wurde, vertheidigte er sich selbst mit so großer Geschicklichkeit, daß der Richterstuhl von Westminsterhall zu seinem Vortheil sprach. Doch seine Gegner bewirkten eine neue Untersuchung, die ihm nachtheilig war; man legte ihm das Handwerk. Nun folgt ein Unglück dem andern. Er gerieth in Schulden, machte, 1734 Banqueront, und wurde von seinen

Gläubigern zwey Jahre lang im Gefängniß gehalten.

Elisabeth, sein treues Weib, verließ ihn nicht in einem Elend, in welches sein Leichtsinn ihn und sie gestürzt hatte. Zu ihrem Vergnügen hatte sie von Jugend auf Blumen gezeichnet; sie hörte, daß viele Liebhaber der Botanik ein gutes Herbarium zu besitzen wünschten; sogleich übernahm sie die mühsame Arbeit, zeichnete und mahlte nach der Natur medicinische Pflanzen und Kräuter, legte die Probeblätter den berühmten Aerzten Hans Sloane und Mead vor, erhielt aufmunternden Beyfall, arbeitete mit unermüdetem Fleiße, verkaufte, sammelte und — genoß endlich das süße Vergnügen, die Fesseln ihres Mannes zu zerbrechen. Nur nach diesem hatte sie getrachtet, nicht nach dem Ruhm, den sie zugleich erworben, und den selbst der große Haller, in der Vorrede zu seiner Beschreibung der Schweizer Pflanzen, ihr mit Wärme zuspricht.

Der Apotheker Rand, Aufseher der botanischen Gärten in London, nahm sich jetzt ihrer mit Eifer an. Auf seinen Rath bezog sie eine Wohnung zu Chelsea, wo sie Gelegenheit hatte, die Blumen und Pflanzen täglich frisch zu erhalten. Ihre Geschicklichkeit nahm so zu, daß

sie nicht blos die Zeichnungen verfertigte und ausmahlte, sondern sie auch selbst in Kupfer stach. Ihr befreyter Gatte, um doch auch sein Scherflein beyzutragen, und die Producte seiner Frau dem Ausländer zu empfehlen, fügte die Namen der Pflanzen und ihren medicinischen Gebrauch in verschiedenen Sprachen hinzu. Auf diese Weise verdiente Elisabeth so viel, daß sie sich und den Ihrigen ein bequemes Leben verschaffen konnte. Während sie in Chelsea wohnte, genoß sie allgemeine Hochachtung; Personen vom ersten Range besuchten sie oft, um ihre Kunst zu bewundern; die ganze medicinische Facultät nahm sich ihrer an; und als der erste Band ihres Herbariums vollendet ward, durfte sie selbigen in Person der gelehrten Gesellschaft überreichen, empfing ein ansehnliches Geschenk, und ein schmeichelhaftes schriftliches Zeugniß.

Indessen hatte Alexander Blackwell oft Langeweile. Der geringe Beytrag zu den Werken seiner Frau beschäftigte ihn nicht genug; er studierte Arzneykunde, Naturlehre und fiel endlich auf Verbesserung und Anbau unfruchtbarer Ländereyen, über welchen Gegenstand er einen Tractat herausgab. Dadurch wurde er dem Herzog von Chandos bekannt, der den Feldbau liebte, und ihm eine Oberaufseherstelle auf seinen Gütern

tern antrug. Sogleich verließ der unstäte Blackwell die friedliche Wohnung zu Chelsea, wo er so glücklich gewesen. Seine Schrift, die zu London 1741 gedruckt wurde, erwarb ihm grossen Beyfall, wurde aber die Quelle seines Untergangs. Sie fiel dem schwedischen Gesandten in die Hände, der sie seinem Hofe zuschickte, und Befehl erhielt, dem Verfasser schwedische Dienste anzutragen. Ohne Bedenken nahm dieser sie an, denn ihn reitzte das fremde Land; er gab ohne Bedauern die Dienste des Herzogs von Chandos, der mehr sein Freund als sein Herr war, nebst manchen Aussichten zu Beförderung im Vaterlande auf, und ließ Weib und Kind in London zurück, versprechend, sie nachkommen zu lassen, wenn es ihm wohl ginge. In Stockholm wurde er günstig aufgenommen; der erste Minister nahm ihn in sein eigenes Haus, und er empfing einen ansehnlichen Gehalt vom Hofe.

Einst fiel der König in eine gefährliche Krankheit, Blackwell schlug Arzneymittel vor, die des Königs Genesung bewirkten; dadurch erwarb er sich eine Stelle unter den Leibärzten, wurde von nun an Herr Doctor genannt, sah sich berühmt, geehrt und verdiente viel Geld. Seine edle Gattin vergaß er zwar nicht ganz, denn er schickte ihr von Zeit zu Zeit et-

was Geld; allein er zögerte doch immer sie nachkommen zu lassen. Endlich erhielt sie den längst ersenfzten Ruf, und stand im Begriff sich einzuschiffen, als plözlich die schrecklichste Nachricht sie vom Gipfel ihrer Hoffnungen in den Abgrund der Verzweiflung stürzte. Ihr unwürdiger und dennoch geliebter Gatte, der Vater ihres einzigen Kindes, wurde am 9. August 1747 zu Stockholm enthauptet. Warum? das weiß man nicht. Es heißt, er habe eine Verschwörung angezettelt. Was aus der armen Elisabeth geworden, ist mir unbekannt.

Der Zweyzüngige.

Ja, es hat wirklich einen zweyzüngigen Menschen gegeben. Nicht einen solchen, wie sie in unsern Tagen bey tausenden herumlaufen, die mit Einer Zunge und in Einem Athem verschiedene Meinungen von sich geben; sondern wirklich einen Mann, der mit zwey Zungen von Fleisch gebohren wurde. Er hieß Henry Wharton, war nachmahls Capellan eines Erzbischofs, und wenn die ganze Christengemeinde das alte Lied: „o daß ich tausend Zungen hätte ꝛc. sang, so war er der Einzige, der sich nur 998 zu wünschen brauchte. Bey seiner Geburt waren beyde Zungen gleich groß und von ganz gleicher Gestalt. Man wollte ihm die untere Zunge wegschneiden, allein die ängstliche Mutter ließ es nicht zu. Nach und nach wurde sie von selbst kleiner und schrumpfte zusammen, während die obere gehörig fort wuchs. Indessen behielt er diesen Ueberfluß doch bis an sein

Ende, welches 1695 im 31. Jahre erfolgte. Der Secretair der königlichen Academie zu London ſtattete einen förmlichen Bericht von dieſer Seltenheit ab; er zog ihn aus der Beſchreibung, die Henry Wharton von ſeinem eigenen Leben entworfen hatte. Schade daß dieſe Biographie nie gedruckt erſchien!

Die Farbe der Trauer.

Warum trauert man schwarz gekleidet? — Es war nicht immer so, und sollte fürwahr auch nicht so bleiben. Die wahrhaft trauernde Wittwe oder Waise bedarf eines freundlichen Anblicks; dem erkünstelten Schmerz sollte man die Verstellung nicht erleichtern. — Die Mutter Ludwig des Heiligen wurde die weisse Königin genannt, weil sie weiß um Ludwig VIII. trauerte. Dasselbe thaten schon die Spartanerinnen und Römerinnen. In Spanien währte dieser Gebrauch bis zu dem Tode des Prinzen Dom Juan 1489 (wie Herrel versichert). Auch die Chineser trauern weiß; die Türken hingegen blau und violet, die Egyptier gelb, die Aethiopier grau. Man hat sich viele Mühe gegeben, den Sinn dieser verschiedenen Farben zu erklären. Die weisse Farbe sagt man, bedeutet die Reinheit, die gelbe ist von den verwelkten Blättern entlehnt; die graue be-

zeichnet die Erde, in welche man den Todten verscharrt; die blaue das Glück, dessen er in einer bessern Welt genießt; die schwarze Betäubung des Lichtes; die violette, eine Mischung von blau und schwarz, vereint die Trauer mit den Wünschen für die Seligkeit des Verstorbenen. Solche Deutungen sind eben nicht schwer zu finden. Hätte es irgend einem Volke beliebt, roth zu trauern, so würde man vielleicht sagen, die Gewohnheit sey nach einer großen Schlacht aufgekommen, in welcher sehr viel Blut vergossen worden.

Die Geistlichkeit sollte wohl mit gutem Beyfall vorgehn, und zuerst die häßliche dunkle Farbe ablegen, die den Beichtkindern, statt Vertrauen, nur Furcht einflößt, und dem Kranken, statt Trost, nur traurige Ahndungen bringt. Zu den Zeiten des heiligen Chrysostomus trugen die Geistlichen weiße Kleider; sie sollen ja auch die Engeln auf Erden seyn, folglich weiß erscheinen; nur die Teufel sind schwarz. Die Priester der Isis, und mehrere Andere, waren weiß gekleidet; der Engel an Christi Grab erschien sogar schneeweiß. Freylich sind auch die Gespenster weiß, zum Exempel der Comthur im Dom Juan, vor dessen Nicken sich Pedrillo so heftig entsetzt; aber keine Regel ohne Ausnahme.

Sogar aus dem Gesichtspunkt der Staatsökonomie betrachtet, wäre es heilsam, den häufigen Gebrauch der schwarzen Farbe zu verbannen, denn sie verzehrt und verbrennt die Wolle, benimmt dem Tuche seine Dauerhaftigkeit, raubt ihm im Winter einen Theil seiner Wärme, schluckt aber im Sommer alle Sonnenstrahlen ein, und hizt unerträglich. — Um die Damen zu gewinnen, füge ich noch hinzu, daß nur wenige unter ihnen die schwarze Farbe kleidet, selbst nicht die Blonden, ob sie sich es gleich einbilden. Schwarz macht einen sonst schön gebauten Körper gleichsam zusammenschrumpfen, da hingegen weiß den Wuchs heraushebt. Eine neue Ursach, warum auch die Geistlichen die weiße Farbe vorziehen sollten, denn ihre Lehren werden weit mehr Eindruck machen, wenn ihre Gestalt imponirt, und nicht Furcht sondern Ehrfurcht einflößt.

Doch Alles das — ich weiß es wohl — ist nur tauben Ohren gepredigt, so lange es nicht irgend einer Französin beliebt, die Sache zu beherzigen. Anna von Bretagne, die Wittwe Carls des VIII., war die Erste, die schwarz trauerte, und siehe da, wir folgsamen Deutschen trauern Alle schwarz. Ich zweifle nicht, daß, so bald eine Pariser Wittwe der Leiche ihres Gemahls in weisser Kleidung folgt, wir vier Wo-

chen nachher Alle weiß trauern werden. Bis dahin bleiben wir schwarz.

Seltsam ist, daß der Mensch eine Farbe für den Schmerz und keine für die Freude bestimmt hat. Scheint es doch, als wollte er mit dem Schmerze prahlen, schämte sich aber der Freude. So bald es eine Farbe giebt, die Jedem, der uns begegnet, zuruft: sieh her, wir sind traurig; warum giebt es nicht auch Eine, die Jeden erinnert: sieh her, wir sind lustig? — Das letztere würde fürwahr schnellere Theilnahme erwecken. Dem Traurigen geht man gern aus dem Wege, der Lustige ist überall willkommen.

Die gefährliche Liebesprobe.

Wenn die Mädchen zum erstenmahle von Liebe sprechen, täuschen sie gewöhnlich den Liebhaber, und sich selbst. Nicht absichtlich zwar, o nein; sie sind vielmehr innig von der Wahrheit und Stärke ihrer Leidenschaft überzeugt; sie könnten den hassen, der daran zweifelte; sie sind bereit jedes Hinderniß zu überwinden, im Nothfall die schwersten Leiden zu ertragen — und dennoch war es nicht Liebe, sondern nur eine Herzenslaune; ein durch Widerspruch gereizter Eigenwille; oder gar Sinnlichkeit, die, unter der Maske der Liebe, auch die sittsamste Jungfrau in einem gewissen Alter beschleicht, ohne daß die Beschlichene es ahndet. Dann nimmt sie für Liebe, das Bedürfniß zu lieben, und trägt alle die Eigenschaften, durch welche ihre Einbildungskraft ihr Herz rührt, auf irgend einen Gegenstand über, der sie vielleicht alle nicht besitzt, aber sie wird sie bey ihm finden, weil sie

sie finden will. — Daher entstehen so viele unglückliche Ehen; nicht — wie man zu sagen pflegt — weil die Liebe erloschen ist. O nein, die Liebe erlischt nie; wo sie nicht ist, da ist sie nie gewesen; sondern irgend Einer von den vielen Dämonen, die sie nachäffen, betrog junge Herzen, reichte die Fesseln, entflatterte schadenfroh und ließ nur die Reue zurück.

Wilhelmine war ein schönes, gutes, verständiges Mädchen, von armen Aeltern gebohren. Der Vater, ein unterrichteter Mann, bildete ihren Geist, die Mutter, eine schwärmerische Frau, ihr Herz. In der Einsamkeit eines kleinen Landgutes erreichte sie ihr achzehntes Jahr. Da senkte sich die Liebe in ihre Brust — nicht die Liebe zu einem Manne, denn sie hatte keinen Umgang mit Männern — sondern jenes allumfassende Gefühl, das einen Gegenstand außer sich sucht, um ihn mit Heftigkeit zu umklammern. In dieser Stimmung sah sie einen schönen Jüngling, ihr an Stande gleich, der bey einem benachbarten Förster die Jägerey erlernte, um einst durch diese Kunst ein Hofamt zu erlangen. Eduard war ein gutmüthiger, aber ungebildeter Mensch. Das erstere rechnete Wilhelmine ihm hoch an, daß letztere bemerkte sie gar nicht, denn er war der Erste, der sie zärtlich anblickte, der

Erste, der ihrer Einbildungskraft eine Gestalt unterschob, an welche das zur Liebe geschaffene Herz sich anschmiegen konnte. Seine Gespräche waren leer, aber sie selbst füllte sie mit ihren Kenntnissen, ihren Gefühlen aus, und glaubte hinterdrein, er habe sie so angenehm unterhalten. Eduard war noch ärmer, als Wilhelmine, allein das wirkte zu seinem Vortheil, denn die Armuth zog das Mitleid in das Spiel. Wilhelminens Aeltern dachten vernünftiger, und verboten einen zwecklosen gefährlichen Umgang. Dieß Verboth entflammte die Tochter vollends. Sie schwur sich selbst mit Thränen, nie von Eduard zu lassen, und gefiel sich in ihrer Schwermuth.

Einst jagte Graf Wallenthal in der Nachbarschaft. Ein starkes Gewitter nöthigte ihn ein Obdach zu suchen; der Zufall führte ihn zu Wilhelminens Aeltern. Er war reich, von feiner Bildung, geschliffenen Sitten; er stand bereits an der traurigen Grenze, wo jenseits die Hagestolzen einsam herum spazieren; gern wäre er schon längst ihrer Gesellschaft entwichen, allein er konnte nur die Weiber am Hofe, sie hatten ihm den Muth benommen sich zu fesseln. Er sah Wilhelminen, ergötzte sich an ihrer Schönheit, noch mehr an ihrem reinen Gemüth; bald wurde er auch durch Kenntnisse überrascht, die ihr unge-

sucht im Gespräch entschlüpften. Das Gewitter war vorüber gezogen, er bemerkte es nicht; das Jagdhorn ertönte wieder, er hörte es nicht. Die hereinbrechende Dämmerung erinnerte ihn endlich, daß er aufbrechen müsse. Er that es, doch nicht eher, bis er durch eine schmeichelhafte Wendung, sich die Erlaubniß wieder zu kommen erbeten, dann ging er, und ließ sein Herz zurück.

Träumend betrat er nun die geschmückten Fürsten-Säle, wurde viel geneckt von den geschminkten Fräuleins, verglich sie im Stillen mit seinem holden Land-Mädchen, und eilte, sobald der Wohlstand es zu verstatten schien, in den Wald zurück, in welchem das schöne Veilchen blühte. Nach jedem Besuche überzeugte er sich inniger, daß Wilhelmine das Kleinod sey, welches zu finden er längst nicht mehr gehofft. Den Mangel des Welttons übersah er, denn Unschuld, rührende Einfalt, verbunden mit hoher Geistesbildung ersetzten jenen Mangel reichlich, und — wenn sie ihn liebte, wenn sie die seinige wurde — wie bald konnte sie nicht lernen, was so mancher Dummkopf sich zu eigen macht.

Ja — wenn sie ihn liebte — davon sah er freylich noch keine Spur, allein er tröstete sich mit ihrer Blödigkeit, und zweifelte, Sieg ge-

wohnt, keinen Augenblick, daß es ihm gelingen werde, ihr Herz zu gewinnen, sollte es auch erst nach vollzogner Vermählung geschehen. In dieser, einem liebenswürdigen Höfling verzeihlichen Voraussetzung, warb er um Wilhelminens Hand. Die guten Aeltern, hoch erfreut, gewährten sie ihm augenblicklich, nur sollte er zuvor die freye Zustimmung der Tochter sich erwerben. Man verschaffte ihm Gelegenheit, auf einem einsamen Spaziergange mit Wilhelminen zu sprechen. Er that es mit der Zuversicht, die Rang und Reichthum, Bewußtseyn eigner Verdienste und die Einwilligung der Aeltern ihm einflößten. Aber wie groß war sein Erstaunen, als Wilhelmine in Thränen ausbrach, und das sanfte blöde Mädchen ihm muthig erklärte: sie erkenne und schätze alle seine Vorzüge, allein ihr Herz sey nicht mehr frey. Vergebens bestürmte er sie mit allen Künsten, in welchen lange Uebung ihn zum Meister gemacht; alle seine Pfeile prallten ab von einem Herzen, dem seine Unerfahrenheit zum Schilde diente.

Schlau veränderte er jetzt den Angriff, gab der Liebe die schöne Wachslarve der Freundschaft, bat nur noch um Vertrauen, nannte sie Schwester, und gelobte seinen Beystand, wenn sie alle ihre Wünsche und Hoffnungen in sein Bru-

derherz niederlegen wolle. Sie wurde bewegt, ihr Herz flos über, sie nannte Eduard, sie mahlte das Bild des Geliebten mit den schönen Farben, die nur sie selbst ihm geliehen; sie beschwur des Grafen Großmuth um Vorsprache bey Hofe, bey ihren Aeltern; ihre Stimme, ihre Thränen, ihre innige Liebe, bewegten ihn so ungewöhnlich, daß er ihr rasch die Hand reichte, und schwur: wenn Eduard ein solches Herz verdiene, so wolle er Alles zu ihrer Vereinigung aufbieten. Dankbar sank sie in seine Arme und überhäufte ihn mit unschuldigen Liebkosungen.

Der Graf verließ Wilhelminen, fest entschlossen, Wort zu halten, doch zuvor wollte er den glücklichen Nebenbuhler kennen lernen. Er sah und prüfte Eduard, und fand in der ersten Stunde, daß Wilhelmine von ihrem Herzen getäuscht werde; daß dieser schöne aber unbedeutende Jüngling die Ansprüche eines solchen Mädchens unmöglich lange befriedigen könne. Aber wie war es anzufangen, sie selbst davon zu überzeugen? — Vorstellungen? Erfahrungen? philosophische Demonstrationen? die konnten hier alle nicht wirken, am wenigsten aus seinem Munde, und vollends jetzt, da Wilhelmine, durch das Opfer, welches sie dem Geliebten gebracht, sich nur noch fester an ihn geknüpft, noch inni-

ger von ihrer Liebe sich überredet hatte. Mit geheimen Stolz sah sie auf dieses Opfer herab, und fand Vergnügen darinn, alle Vorzüge des Grafen sich selbst aufzuzählen, um den Werth ihrer Entsagung in ihren eignen Augen zu erhöhen. Daß wahre Liebe so nicht rechnet, wußte sie nicht. Allein der Graf wußte es recht gut, und gab seine Hoffnung nicht auf.

„Unser Fürst", sagte er eines Tages zu ihr, „ist nicht zu bewegen, Ihren Eduard jetzt schon zu versorgen. Es kann noch Jahre währen, ehe er in die Reihe der fürstlichen Jagdbeamten einrückt, und geschieht es endlich, so können abermals Jahre verstreichen, ehe seine Einkünfte ihm erlauben werden, an eine Verbindung zu denken."

Wilhelmine seufzte und schwieg. „Aber" fuhr der Graf fort, „wozu brauchen wir denn eben den Fürsten? so viel als genügsame Liebe bedarf, kann auch der reiche Freund wohl geben" — Wilhelmine sah ihn mit großen Augen an.

„Gönnen Sie mir die Freude Ihr Glück zu gründen. Ich begehre keinen andern Lohn, als die Ueberzeugung, daß Sie wirklich glücklich

sind.“ — Wilhelmine ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Brust.

„Merken Sie wohl, liebes Mädchen“, sagte der Graf mit freundlichem Ernst, ehe ich Sie mit Eduard verbinde, muß ich zuvor gewiß seyn, daß Ihre Wahl Sie nie gereuen werde, und darum fordere ich, daß Sie einer Probe sich unterwerfen.“

Wilhelmine lächelte, als wollte sie sagen: wozu noch eine Probe? Ohne sich an dieses Lächeln zu kehren, fuhr er fort: „Ich besitze ein Landgut, zwanzig Meilen von hier, in rauhen Gebürgen, doch romantisch gelegen und einträglich. Es fehlt dem Gute nichts, als was die Liebe leicht entbehrt; Nachbarschaft, Zusammenhang mit der Welt. Dorthin werden Sie mit Ihren Aeltern ziehen, die bereits eingewilligt haben. Eduard wird Ihnen folgen; dort werden Sie, ohne allen Zwang täglich mit ihm umgehen, täglich die Schwüre seiner Liebe und Treue gegen die Ihrigen eintauschen; aber — auch sonst Niemanden sehn als ihn. Wenn Sie, nach Jahr und Tag, dann noch wie heute Ihr Glück in seinen Armen finden, so gehört das Landgut Ihnen, und ich selbst führe Sie zum Traualtar.“

Mit

Mit Thränen dankbarer Wehmuth umarmte Wilhelmine den großmüthigen Wohlthäter, willigte entzückt in Alles, und bemerkte blos, daß nichts überflüssiger auf der Welt sey, als diese Probe. Der Graf bat um gefällige Nachsicht für seine Grille, die ihm zwar zugestanden wurde, doch nicht ohne Mitleid, daß er noch zweifeln könne, und folglich keinen Sinn für wahre Liebe habe. Wenige Wochen nachher nahm Wilhelmine von dem romantischen Landgute wirklich Besitz, und der glückliche Eduard flog in ihre Arme.

Die ersten Tage, Wochen und Monden verflochen in seligem Entzücken. Wilhelmine fand in dem Umgang mit dem Geliebten Ersatz für Alles; sie schlenderte an seiner Hand durch das wilde Gebüsch, sie kletterte an seinem Arm auf die Berge; sie sah an seiner Seite die Sonne auf und untergehn, ließ ihm freygebig ihre Gefühle, las in seinen Augen ihre Gedanken, legte ihm scharfsinnige Antworten in den Mund, und glaubte steif und fest, er habe sie ersonnen. Doch lange konnte diese Selbsttäuschung unmöglich dauern. Der reiche Schatz in ihrem Geiste und Herzen, der immer gab und nie empfieng, mußte endlich sich erschöpfen. Sie bekannte sich wider Willen, daß sie nicht selten langeweile

fühle, und anfangs zürnte sie deswegen nur auf sich selbst. Auch Eduard fieng an, eine gewisse Unbehaglichkeit sich vorzuwerfen. Die Ueberlegenheit seiner Geliebten drückte ihn; er war gewohnt, mit der Flinte über die Achsel gehängt, Tage lang gedankenlos im Walde herum zu schlendern; jetzt mußte er immer, nicht blos Gedanken hören, sondern auch selbst deren erzeugen, und stets auf seiner Huth seyn, nichts Albernes zu sagen. Das wurde ihm lästig, machte ihn oft schüchtern oder gar stumm. Seine ganze Beredsamkeit bestand in seinen Küssen, aber ein Mädchen wie Wilhelmine forderte mehr.

Doch wagten beyde noch immer nicht, eine Verminderung ihrer Liebe zu ahnden; der bloße Gedanke schien ein Verbrechen. Lieber schob Wilhelmine diese sichtbare Erkaltung auf irgend eine körperliche Verstimmung, die bald wieder verschwinden werde. Um Mannichfaltigkeit in ihren Umgang zu bringen, schlug sie eines Tages dem Geliebten vor, einen Briefwechsel mit ihr anzufangen. Eduard fand es zwar sehr drollig, mit seinem Mädchen unter einem Dache zu wohnen und ihr Briefe zu schreiben, da er täglich und stündlich sie ungehindert sprechen konnte, allein er fügte sich in die Grille, nur wußte er durchaus nicht, was er ihr schreiben sollte. Seine Briefe

waren so kurz, so leer, so gezirkelt, daß Wilhelmine auch diese Idee schnell wieder aufgab.

„Es ist doch ein eigner Reiz", so sprach sie ein andersmahl, „den die Liebe in Hindernissen findet. Wir haben freylich hier keine zu überwinden, aber könnten wir uns nicht selber welche machen? Laß uns versuchen, Eduard, einander zu vermeiden. Du sollst nie wissen, wo ich bin, ich nicht wo du bist; wir wollen einander suchen, und finden wir uns endlich, so wird unser Vergnügen um so lebhafter seyn."

Es geschah. Sie spielten mehrere Tage Versteckens miteinander, und allerdings gab das Spiel dem Wiedersehen neuen Reiz, aber auch diese List half nicht lange. Nun lustwandelten sie Hand in Hand oft Stunden lang, ohne eine Sylbe zu sprechen; Wilhelmine pflückte die Blumen rechts, Eduard knickte die Zweige links, und wenn sie einmahl still stand, um eine schöne Blume zu bewundern, so war eine botanische Benennung nach Linnés Alles was sie von ihm herausbrachte. Es kam endlich so weit, daß man — gleichsam zum Scherz — verabredete, der Eine solle diese Allee, der andere Jene einschlagen, an einer gewissen Stelle wolle man zusammen treffen, und sich, nach kurzer Trennung, des Wieder-

sehens erfreuen. Aber diese kurze Trennung, suchte man so viel möglich zu verlängern; man spazierte so langsam, so langsam, daß man Stunden brauchte, um auf den bestimmten Platz zu kommen; der zuerst Eintreffende wartete gern; der nach ihn Kommende wunderte sich, ihn schon zu finden; durch Vorwürfe quälte keiner den Andern.

In dieser Stimmung befand sich das liebende Paar, als, nach etwa vier Monathen, Graf Wallenshol erschien, um zu beobachten, ob sein Mittel anfange zu wirken. Er sah auf den ersten Blick, daß die Langeweile im vollen Gange sey, denn man empfing ihn mit überströmender Freude, man schöpfte Athem, man wurde lebendig. Der Graf stellte sich als bemerke er nichts, fragte auch nicht, sondern bemühte sich blos, an dem einzigen Tage, den er den Verbannten schenkte, Wilhelmine so angenehm, so hinreissend zu unterhalten, daß das gute Mädchen wohl zwanzigmahls erröthete, weil es sich alle Augenblick auf Vergleichungen zwischen ihm und Eduard ertappte, die dem letztern nicht vortheilhaft waren. Den schöne Tag ging schnell wie ein Gedanke vorüber; als Wilhelmine am andern Morgen aufstand, war der Graf schon wieder abgereist; eine Nachricht, die sie verdrüßlich machte, und zu der ersten kleinen Lüge verleitete, denn sie ersuchte Eduard,

doch heute einmahl auf die Jagd zu gehen, weil sie Kopfschmerzen habe und ihr Zimmer nicht verlassen werde. Er gehorchte gern, und sie — schmollte mit sich selbst.

In den nächsten Tagen wurde nun die alte Lebensweise gähnend wieder fortgesetzt. Noch ein bleyerner Monat verstrich, Sättigung und Ueberdruß waren sein schleichendes Gefolge. Wilhelmine konnte es fast nicht länger aushalten; nur den Geliebten zu sehn, und mußte sich bekennen, daß die Wahl ihrer Augen keine glückliche Wahl gewesen. Eduard konnte es fast nicht länger ertragen, sich ewig nur um die Geliebte zu bewegen, und fühlte — freylich ohne es deutlich zu denken — daß ungleiche Bildung, wenigstens ungleiche Empfänglichkeit des Geistes und Herzens, die Liebe ohne Rettung in kurzem zerstört. Noch schämten sich beyde, ihre Gefühle einander zu bekennen; Jeder meynte auch wohl, er werde den Andern durch sein Geständniß unglücklich machen: darum schwiegen Beyde, aber Wilhelminens Kopfschmerzen wurden häufiger, und Eduard gieng öfter auf die Jagd.

Graf Wallenthal hatte sich schon beym ersten Besuch überzeugt, daß er die Vorsicht viel zu weit getrieben, als er, zu Prüfung der Lie-

benden, ein ganzes Jahr bestimmte; er fand es überflüssig, wiederum mehrere Monathe verstreichen zu lassen, ehe er seinen, im stillen ersenfzten Besuch wiederhohlte; er kam schon nach sechs Wochen unangemeldet, traf gegen Abend auf dem Gute ein, fragte sogleich nach seinen Schützlingen, und wurde doch ein wenig verwirrt, als er vernahm, sie wären schon seit drey Stunden miteinander im Garten. „Also können sie doch immer noch drey Stunden mit einander zubringen, ohne daß die Langeweile sie nach Hause jagt? das ist ein böses Zeichen, da komm' ich doch wohl noch zu früh." — Unter solchen verdrüßlichen Betrachtungen durchstrich er den Garten, um die Liebenden zu suchen. Er fand sie endlich. Wilhelmine schlief auf einer Rasenbank, Eduard schlief im Grase. Wallenthal setzte sich lächelnd neben die schöne Schläferin, und ergriff sanft ihre Hand. Sie erwachte. In ihren großen blauen Augen machten Schrecken und Verwirrung bald dem Vergnügen Platz. Der Graf erklärte, er sey gekommen, ihr Glück zu beschleunigen, und fügte mit einem zärtlichen Seufzer hinzu: „Ob es gleich mein Unglück ist." Wilhelmine schlug die Augen nieder und gab den Seufzer unwillkührlich zurück.

„Morgen," fuhr der Graf mit zitternder Stimme fort, „ist Ihr Hochzeitstag — wenn Sie es wollen — wenn Sie noch eben so denken und empfinden als vor fünf Monaten. Können Sie mir das in diesem ersten Augenblicke mit aufrichtigem Herzen betheuern, nun so gebe ich meine letzte Hoffnung auf, erfülle Ihre Wünsche und — sehe Sie nie wieder."

Daß Wilhelmine geradezu bekennen sollte, ihr Herz habe sie getäuscht, das war zu viel begehrt; allein sie schwieg und seufzte: der Graf verstand sie, sank zu ihren Füßen, und sie verbarg ihre Schamröthe an seinen Busen.

Als Eduard nach einer guten Stunde endlich erwachte, fand er sich ganz allein, und neben ihm im Grase lag ein Patent, das ihn zum Hof- und Jagdjunker ernannte, daneben ein mit Bleystift geschriebener Zettel, folgenden Inhalts:

„Mein lieber junger Freund. Ich entführe Ihnen Ihre Braut, weil sie die Meinige seyn will. Wenn Sie — wie ich vermuthe — bey Lesung dieser Zeilen zwar befremdet, aber nicht erschrocken sind, so habe ich auch Sie errathen, und darf mir schmeicheln, durch das beyliegende, für Sie ausgewirkte Patent, mein

Wort von Ihnen gelöst zu haben. Graf Wallenthal.“

Eduard brauchte einige Minuten, um Alles zu begreifen; als er es aber begriffen hatte, stand er wohlgemuth auf, steckte das Patent in die Tasche, schwang sich auf seinen Gaul und ritt mit leichtem Herzen davon.

Quodlibet.

Einst wollte der Mahler Mignard seinem berühmten Nebenbuhler Le Brun eine Schlinge legen, mahlte eine Magdalene, und ahmte, so täuschend als ihm möglich war, Guido Reni's Manier und Colorit nach. Dann ließ er das Gemählde durch einen Unbekannten zum Verkauf ausbieten, wohl wissend, daß der Käufer, wie gewöhnlich, ihn und Le Brun zugleich um ihre Meinung fragen würde. Es geschah. Mignard erklärte: das Gemählde könne unmöglich von Guido Reni seyn, er

finde es dieses großen Meisters völlig unwürdig. Le Brun widersprach heftig, vielleicht aus Ueberzeugung, vielleicht auch nur um zu widersprechen. Da lächelte Minard höhnisch, erklärend, er habe es selbst gemahlt. „Nun wohl," sagte der gereizte Le Brun, „so bitte ich Sie, in Zukunft immer solche Guido's, und nie einen Mignard zu mahlen."

Ludwig XIV. litt nicht, daß man, auf Spaziergängen ihn unbedeckt begleitete. Selbst in Gegenwart der Herzogin von Bourgogne pflegte er zu sagen: „Meine Herren, bedecken Sie sich, die Frau Herzogin erlaubt es." — Sein Bruder hingegen war minder herablassend, weshalb Ludwig bisweilen lächelnd zu den Höflingen sprach: „Meine Herren, bedecken Sie sich, mein Bruder ist nicht hier."

Als Ludwig XIV. im Jahr 1666 durch Rheims gieng, überreichte ihm der Maire der Stadt einige Flaschen Wein, nebst einigen getrockneten Birnen von Rousselet, sprechend: „Sire! wir bringen Ew. Majestät unsern Wein, unsere Birn und unsere Herzen, das ist das beste, was wir haben." — Bravo! sagte Ludwig, indem er lächelnd den lakonischen Spre-

chen auf die Schulter klopfte, „so ließ ich die Anreden.“

Nicht bey allen würde der wortkarge Maire so gut weggekommen seyn, wenn er nicht wenigstens in der Geschwindigkeit alle Helden des Alterthums citirt hätte, um sich vor den größern Helden demüthig zu verneigen.

Es gab einmahl einen gottlosen Dichter Ligniere, von dem der scherzende Boileau zu sagen pflegte: „ich weiß von diesem Menschen nur eine einzige fromme Handlung: er hat nehmlich einst ein ganzes Gefäß voll Weyhwasser ausgetrunken, weil seine Geliebte ihren Finger hinein getaucht hatte.“

Andreas del Castagno, ein italienischer Mahler, war so neidisch auf die Verdienste seines vertrauten Freundes, Dominichino, daß er ihm zu Florenz auf der Straße im Dunkeln einen Dolch in die Brust stieß. Der schwer verwundete Dominichino ließ sich zu seinem Freunde Castagne tragen, und starb in dessen Armen. — Ein freundliches Seitenstück zu diesem schwarzen Bilde haben die französischen Componisten Rebel und Francour geliefert. Von Jugend auf die vertrautesten Freunde, durch ih-

re Herzen wie durch ihre Kunst eng mit einander verbunden, arbeiteten sie stets gemeinschaftlich; alle ihre Werke erschienen unter beyder Nahmen; beyde wurden Direktoren der Pariser Oper; beyde Intendanten der königlichen Kapell- und Ritter des St. Michaels Ordens. Wenn in einer ihrer Opern diese oder jene Arie besondern Beyfall erhielt, so erfuhr man nie, welcher von beyden der Verfasser sey. Die Marquise von Pompadour, ihre Gönnerin und Beschützerinn, fragte einst Jeden für sich, und erhielt keine andere Antwort, als: „Wir beyde haben sie componirt.“ — Francour hatte das Unglück seinen Freund zu überleben, aber noch zehn Jahr nach dessen Tode, wenn man dem sieben und achtzigjährigen Greis eine solche Frage vorlegte, erhielt man nie eine andere Antwort.

Duret, der Leibarzt des Cardinals von Vendome, sagte eines Tages: man müße Heinrich dem Vierten 23 Kaiserpillen zu verschlucken geben; er meinte nehmlich drey und zwanzig Dolchstiche, wie Cäsar sie empfangen. Der König erfuhr es, haßte den Unsinnigen, that ihm aber nie etwas zu Leide. Das machte diesen Duret so unverschämt, daß er sich sogar, durch Marie von Medicis, um die erledigte Stelle eines königlichen Leibarztes bewarb. „Ich kenne ihn

ganz, sagte Heinrich, er soll froh seyn, daß ich ihn leben lasse." — Und der edle Monarch ließ wirklich einen Menschen leben und frey herumgehn, der versucht hatte, sich näher an ihn zu drängen, um vielleicht jene verbrecherischen Worte in eine heillose That zu verwandeln.

Selten verdient ein Secretair — zu deutsch Geheimnißbewahrer — seinen Titel mit so vollem Rechte, als der, dessen Louvois sich einst bediente. Dieser Minister hatte eine sehr wichtige Depesche von einem auswärtigen Gesandten erhalten, und dictirte die eben so wichtige Antwort, die folgender Gestalt anhub: „Sie werden sich wundern, daß ich mich in dieser Sache einer fremden Hand bediene; allein Sie sollen wissen, daß mein Secretair so complett dumm ist, daß er nicht ein Wort von dem versteht, was er schreibt."

Als der Prinz von Oranien nur noch Statthalter war, befand er sich einst in der Oper, wo ein Schauspieler einen Prolog von der ekelhaftesten, an ihn gerichteten Schmeicheleyen hersagte. „Jagt mir den Kerl von der Bühne!" rief der Prinz entrüstet, „hält er mich denn für den König von Frankreich?"

Nach der Schlacht bey Hochstädt lud Prinz Eugen die gefangenen französischen Officiere in die Oper, ließ aber dort blos fünf Prologe nacheinander absingen, die Quinault zum Ruhme Ludwigs des XIV. gedichtet hatte. „Sie sehen, meine Herren," sagte er zu den Kriegsgefangenen, „daß ich Ihren König recht gern loben höre." — Wie haben sich doch seitdem die Sitten der Sieger verändert!

Der Marschall von Villeroi pflegte zu sagen: „So lange die Leute Minister sind, muß man ihnen den Nachttopf halten, und wenn sie es nicht mehr sind, ihnen den Nachttopf über den Kopf gießen." — Wer auch Finanzminister werden mag," sagte er ein andersmal, „ich erkläre zum voraus, daß ich sein Freund, und auch wohl ein wenig mit ihm verwandt bin."

Als der Regent von Frankreich, auf Verlangen des Kardinal Dubois, der Alles über ihn vermogte, einen seiner Lieblinge Nocé aufopferte, wollte Jemand diesen mit der Aussicht trösten, daß seine Ungnade nicht lange dauern werde. — „Was wissen Sie davon?" fragte Nocé. — „Ich weiß es vom Regenten selbst." — was weiß Er davon?" erwiederte Nocé verdrüßlich.

Der General Rivaroles hatte durch eine Kanonenkugel ein Bein verloren. In der Schlacht von Nerwinden riß ihm abermahls eine Kanonenkugel das hölzerne Bein weg. „Die Narren," sagte er gelassen, „sie wissen nicht, daß sich noch ein halbes Dutzend unter meiner Equipage habe."

Der letzte Herzog von Lediguieres vermählte sich im hohen Alter. „Warum thun Sie das?" fragte ihn der Bischof von Orleans. — Um Kinder zu haben. — „Allein man sagt, Ihre Gemahlinn sey tugendhaft?"

Inhalt.

Seite.

Briefe eines reisenden Lübeckers, geschrieben auf den westlichen Hebriden 1807. . 5
Volksaufruhr in England, im Jahr 1381. . 26
Die räthselhaften Gäste, eine wahre Begebenheit. 34
Vondel. 42
Wer kann für sich stehen? eine wahre Begebenheit. 49
Fieldings Portrait. 55
Die Republik St. Marino. 59
Piron und der Blinde. 66
Ludwig XIV. ein Physiognomiker. . . 68
Fragment aus einer spanischen Chronik. . 70
Die Glücksquelle, eine wahre Begebenheit. . 72
Vermählungsgeschichte Ludwig des IV. . 76
Bericht der Hebamme, welche Heinrich dem IV. sein erstes Kind brachte. . . 123

Das Tulpenfeſt. 138
Das brave Weib. 140
Der Zweyzüngige. 147
Die Farbe der Trauer. 149
Die gefährliche Liebesprobe. 153
Quodlibet. 168

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410